

ruprecht Nr. 34 vom 7.2.1995

## Skandal mit Sperrvermerk

Alleingang der Univerwaltung sorgt fuer Chaos, Kollaps und Nervenkrisen

Lange Warteschlangen im Carolinum: Tausende von Geisteswissenschaftlern wollen ihre Sperrvermerke fuer die Rueckmeldung zum Sommersemester loeschen lassen. Handelt es sich bei den einen um angeblich nie abgelegte Zwischenpruefungen, drohen anderen rigide Massnahmen, da die Bezeichnung ihres Studiengangs nicht mehr dem neuen Fachschluessel entspricht. Viele Institute meldeten bestandene Teilpruefungen nicht an die Zentralverwaltung weiter, die nunmehr Tausende abmahnte. Zeitgleich forderte das Studentensekretariat 8.000 Kommilitonen auf, sich innerhalb von nur 6 Tagen auf ein bestimmtes Teilgebiet ihres Studienganges festzulegen.

„Vor drei Monaten habe ich mich zur Magisterpruefung angemeldet und jetzt soll ich auf einmal wegen fehlender Zwischenpruefung (ZP) exmatrikuliert werden.“ Da ist selbst ein Buerokratiehaudegen wie Andreas H. (28) von den Socken. Die institutseigenen Pruefungsstellen, auf welche die Univerwaltung bei ihrer Ueberwachungsaktion zurueckgreifen wollte, existieren vielfach ueberhaupt nicht. Zu ihrer Einfuehrung gibt es bis heute keine Rechtsvorschrift. So muessen ZP-Zeugnisse mancherorts muehsam innerhalb des Instituts gesucht werden. Im Zuge einer Angleichung geisteswissenschaftlicher Studiengaenge haben die Studierenden schlagartig unter der jahrlangen Funkstille zwischen Instituten und Verwaltung zu leiden. Das gilt nicht nur fuer die rund 4.000 ZP-Opfer, sondern auch fuer die Adressaten des Rundschreibens vom 13. Dez. 1994.

Wer etwa Romanistik (MA) studiert, sollte sich umgehend zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft entscheiden.

„Eine Absprache mit den Instituten fand nicht statt“ - worauf Regierungsdirektor Behrens, Hauptverantwortlicher in der Verwaltung stolz ist, ruft unter betroffenen Studierenden Reaktionen hervor, die bis zu massiven Existenzaengsten reichen. Institutsleitungen sind empoert. 50% der Empfaenger waren nicht betroffene Lehramtskandidaten oder bereits exmatrikuliert, der „Aufruf zur Mithilfe“ nannte weder

Beantwortungsfrist (17. Jan.) noch Konsequenzen bei Nichtbeachtung (Sperrung, Exmatrikulation) Von ca. 1.000 Gemassregelten trifft es Romanisten und Slavisten besonders hart: Unklar ist, ab wann Umbenennung als Fachwechsel gilt. Die Verwaltung uebersah, dass eine Unterscheidung Sprach/Literaturwissenschaft im Grundstudium bislang nicht existierte. Die Folge: Hunderte stehen bereits mit der ZP vor moeglicherweise BAFOEG-relevanten Entscheidungen. hoeren wir dazu Prof.Dr. Peter Ulmer: „Aus der Tatsache, dass ich als Rektor darueber nicht Bescheid weiss, koennen Sie schliessen, dass die Angelegenheit nicht bedeutend sein kann.“ Dada lebt! - (Siehe S. 4) (eile/step)

Nazis in Couleur  
Heidelberger Korporationen apathisch

Fuenfzig Polizisten und ein promptes Presseecho hinterliessen einen bleibenden Eindruck. Drei Tage nach der Polizei-Razzia in ihrem Keller, bei der 40 Leute, zumeist Rechtsextreme, angetroffen wurden, stellten sie ihr Telefon ab und entfernten das Namensschild. Die rechtsextreme Aktivitas der „Europaburschenschaft Arminia zu Zuerich“ (EB) verkriecht sich.

Ein Alter Herr der EB, der seinen Namen nicht nennen wollte, „weil ich in Heidelberg zu bekannt bin“, war offensichtlich ueberrascht von den Machenschaften seines Nachwuchses. Weniger ueberrascht war das Landeskriminalamt, das im Keller Bekannte wiedertraf. Der Sprecher der Aktivitas war dem LKA schon zum Zeitpunkt seines Eintritts in die EB als Rechtsextremer bekannt. Das naehrt die Hypothese, dass „ein oder zwei Leute aus der EB die Aktivitas gezielt fuer ihre Vorhaben benutzt haben“, so Herr Tscheres vom LKA.

Unter den Heidelberger Korporationen wusste man von den rechten Haudegen, persoenliche Kontakte aber werden verneint. Doch fuer Wolfgang Unold von der Burschenschaft Normannia kann das nicht stimmen. Immerhin arbeitete er zeitweilig beim rechtslastigen „Forum ´90“ mit, in dem auch Europaburschen aktiv waren. Unold dazu: „Ich habe die gesehen, aber nichts mit ihnen zu tun gehabt.“ Eine seltsame Partei, in der die Mitglieder nicht zusammenarbeiten. Die offiziellen Reaktionen der Korporationen sind verhalten. Allein diejenigen Burschenschaften, die unter dem Dachverband „Deutsche Burschenschaft“ (DB) stehen, gaben

eine Presseerklärung heraus, in der festgestellt wird, dass die EB keine Burschenschaft im Sinne der DB sei. Die Probleme scheinen fuer Heidelbergs Korporierte geloest, waere da nicht die Schwierigkeit mit der rechten Burschenschaft Normannia... (h.b.)

Quelle surprise!

Rektor Ulmer wiedergewaehlt - er war der einzige Kandidat

Eigentlich war unsere Zeitung schon im Druck, als am Montag nachmittag Peter Ulmer als Rektor der Universitaet wiedergewaehlt worden war. Wir koennen Euch aber trotzdem sagen, was passiert ist:

Eine kurze Zeit lang sah es Ende letzten Jahres so aus, als ob die „Rektorfindungskommission“ des Senates, die fuer das Auftreiben von Kandidaten fuer das hoechste Amt der Uni zustaendig ist, ausser Prof. Ulmer noch einen weiteren Kandidaten finden wuerde. Ein Professor aus dem Neuenheimer Feld wollte einen anderen Kandidaten praesentieren. Der hatte dann aber dann doch keine Lust, gegen den Amtsinhaber anzutreten.

Schliesslich war es also nur der Wirtschaftsjurist Ulmer, der als Kandidat am Montag im Grossen Senat zur Wahl stand. Als Prorektoren wollen sowohl der Physikprofessor Joerg Huefner als auch der Anglist Norbert Greiner, die beide seit 2 Jahren amtieren, weitermachen - sie werden allerdings bei einer spaeteren Sitzung des ansonsten nicht besonders wichtigen Gremiums gewaehlt. Die Anatomieprofessorin Christine Heym hingegen, die seit 4 Jahren Prorektorin ist, wird nicht mehr kandidieren.

Warum tritt der 62jaehrige Ulmer entgegen frueheren Ankuendigungen (z.B. im ruprecht vor einem Jahr) wieder an? „Ich wollte eigentlich in die Wissenschaft zurueck; es gab aber Leute, die mich gedraengt haben, weiterzumachen.

Ausserdem kann ich jetzt einige Sachen weiter vorantreiben. Dazu gehoert vor allem das Gaestehaus der Uni, ein Zentrum fuer Biochemie und die Studienreform der Geisteswissenschaften“. Ulmer - der erst in der letzten Woche in der „Zeit“ seine Forderung nach Studiengebuehren erneuerte - will natuerlich auch die ihm verbleibenden anderthalb Jahre als Vorsitzender der Landesrektorenkonferenz noch ausnutzen. (hn)

Ey! (Glosse)

Willkommen zu ruprechts respektloser Retrospektive ueber das vergangene Wintersemester:

In Berlin eroeffnet im Oktober der Alterspraesident des Deutschen Bundestages Stefan Heym - abgekuerzt Alters-Heym - die fuenfte Legislaturperiode Kohls. Bei der Eroeffnungsrede sind Heyms Worte so weichgespuelt, dass die gezielt versteinerte CDU-Riege laecherlich wirkt.

In Bonn droht Kinkel bald darauf erst mit Ruecktritt, und dann damit, diese Drohung wieder rueckgaengig zu machen. Das Ende vom Lied: Guido Westerwelle wird neuer FDP-Generalsekretaer und spricht aus, was alle Liberalen angeblich denken. Fazit: Frischgefoente Politiker haben Erfolg. Ein Blick nach links ueber den Aermelkanal bestaetigt: Tony Blair, Chef der britischen Labour-Partei, hat offenbar den gleichen Friseur. Den Blick nach rechts ueber die Alpen sparen wir uns.

Bei Bio verraet Deutschlands juengste Ministerin Claudia Nolte, dass ihre Tiefkuehltruhe daheim das Kochen ersetzt, seit sie Karriere macht. Wir wuenschen Gutes Gelingen! Bei Bischoefin Jepsen zu Hause kocht der Mann.

Bei Bio auch.

Im Kino spielt derweil Tom Cruise den ersten maennermordenden Vamp der hundertjaehrigen Filmgeschichte. Die meisten Zuseher finden's aber gruseliger wenn Omis alter Vampyr 6001 von AEG anfaengt zu fauchen.

Der Heisseste Geschenk-Tip zu Weihnachten war diesmal die Wassermelonenzerstampfturbine. Falls der naechste Sommer wieder verrueckt spielt.

Zum Neuen Jahr standen in Heidelberg tausende Studenten ohne registrierte Zwischenpruefung im Hauptstudium. Alle, die Angst bekamen, achtkantig aus dem Tempel der Weisheit rauszufliegen, mussten zum zermuerbenden Aemter-Gerenne antreten. Der

fieseste Trick dabei: Die Sprechstunden sind nur vormittags.

In Bayern und Sachsen kommen die Landesvaeter auf die Idee, das Erste Fernsehprogramm abzuschaffen. Dabei vergessen die Herren, dass ausserhalb des Stoiber-Biedenkopfschen

Geltungsbereiches kaum jemand BR oder MDR anschaut.

Also:

Bei ruprecht sitzen Sie auch im naechsten Semester wieder in der ersten Reihe. (alf)

## Point&Counterpoint: Profs als Angestellte?

Teures Geld fuer schlechteleistung? Ruhen sich Deutschlands Professoren auf ihrem Beamtenstatus aus? Ein Vorschlag der Stuttgarter SPD-Fraktion fordert die Aufhebung des professoralen Beamtenstatus, um Leistung effektiver kontrollieren zu koennen. Nach Meinung von Kritikern geht der Vorschlag am Kernproblem vorbei. Kann die Entbeamtung halten, was sie verspricht?

"Ja"

Walter Mogg, MdL, Hochschulpolitischer Sprecher der SPD-Landtagsfraktion in Stuttgart:

Wissenschaft und ihre Institutionen sind wie kaum ein anderer Lebensbereich angewiesen auf Leistung, Flexibilitaet und Innovation. Diese Aussage ist richtig - und sie ist gleichzeitig so abgegriffen und trivial, dass sich die Feder straubt beim Niederschreiben. Umso erstaunlicher ist es, dass sich unsere Gesellschaft an den Hochschulen mit der Ver-Beamtung von ProfessorInnen ein Beschaeftigungsverhaeltnis 'leistet', von dem heutzutage nur noch ganz vereinzelte Verbands-Lobbyisten behaupten, es sei der Leistung, der Flexibilitaet und der Innovation foerderlich. Um es fuer diesen Artikel einmal auf den einfachen Punkt zu bringen: Es kann nicht angehen, dass Fuenfunddreissig- bis Vierzigjaehrige nach ihrer Berufung in Lebenszeitpositionen genommen werden, ohne dass von Stund' an eine echte Moeglichkeit besteht, Leistung oder Nicht-Leistung zu sanktionieren. Dass dies so ist, wird in der scientific community gar nicht bestritten, es wird dort aber auf interne Kontrollmechanismen verwiesen, mit denen 'Schwarze Schafe' identifiziert und ausgegrenzt wuerden. Dies kann hoechstens die scientific community befriedigen, nicht aber den Steuerzahler, der vergleichsweise hohe Monatseinkommen aufbringt und zusehen muss, wie das auf diese Weise ausgegrenzte 'Schwarze Schaf' zu allem Ueberfluss bis zum 65. bzw. 69. Lebensjahr die (Lebenszeit-) Position blockiert. Erst juengst sind in Baden-Wuerttemberg aufsehenerregende Beispiele fuer solche Verhaeltnisse oeffentlich geworden, und diese Beispiele sind, dem Beamtenrecht und seiner Schutzwirkung sei Dank, bis heute nicht bereinigt. Um es einmal in den Worten von Ulrich Maurer, unserem

Fraktionsvorsitzenden im Landtag, zu sagen: „Wenn die Leistung wirklich (und nicht nur in Sonntagsreden) zum entscheidenden Kriterium werden soll, dann muessen wir auch die Beschaeftigungsverhaeltnisse der Professoren entsprechend flexibilisieren. Nicht jeder Professor muss sofort zum Lebenszeitbeamten ernannt werden, sondern dann, wenn er (oder sie) die Leistungsfahigkeit - und vor allem die Leistungsbereitschaft bewiesen hat.“

Wir streben in Deutschland gern dem amerikanischen Beispiel nach, und es gibt dafuer in der Wissenschaft manch' guten Grund. Das amerikanische Beispiel lehrt uns unter anderem, wie eine Professorenlaufbahn organisiert sein muss, die von Leistungsanreizen begleitet ist und damit Leistung garantiert. 'Tenure' heisst dort das Zauberwort und dahinter verbirgt sich die Lebenszeitprofessur, mit der in der Regel in einem recht fortgeschrittenen Lebensalter die Leistung eines Wissenschaftlerlebens honoriert wird.

"Nein"

Bernd Jorg Diebner, Dozent am Theologischen Institut Heidelberg

Zwar ist in unserem Foederalismus eine isolierte Vorgehensweise eines Bundeslandes bei dieser Frage nicht vorstellbar, denn es wuerden bei den Rufannahmen durch hoechstqualifizierte WissenschaftlerInnen jede Laender bevorzugt, die komfortablere Bedingungen, sprich: den Lebenszeitstatus, beibehalten. Wenn es nun aber tatsaechlich eine breit angelegte, ueber die Parteigrenzen hinausreichende Diskussion gibt, dann koennte es zu einem bundesweiten Konsens in dieser Frage reichen. Der Nutzen fuer die Wissenschaft waere gross genug, um den Streit mit den Interessensverbaenden nun aufzunehmen. (Red.

„point/counterpoint“: kw)

Sind Professoren Beamte? Aus meiner Perspektive gesehen: Nein! Die Universitaets-Verwaltung unterscheidet zwischen „Professoren“ und „Beamten“. „Beamte“ wie ich bekommen Rundschreiben der Zentralen Universitaets-Verwaltung, in denen ihnen vorgeschrieben wird, was sie tun oder lassen duerfen und was nicht. Solche Rundschreiben bekommt mein Dienstzimmer-Nachbar, ein C-4-Professor, nicht. Also ist er am Ende kein Beamter. Weil aber Professoren nicht in Rente gehen, sondern emeritiert und pensioniert werden, muessen sie wohl doch so etwas Aehnliches wie Beamte sein. Gehen wir also einmal davon aus, nennen wir es aber den „gegenwaertigen Status“.

Lassen Sie mich raten: Vermutlich werden nur wenige Professoren ihren gegenwaertigen Status gegen einen anderen eintauschen wollen. Dazu ist er einfach zu vorteilhaft. Soviel oder sowenig Forschung und Lehre wie moeglich: alles laesst sich einrichten. Profitable Nebeneinnahmen, Frei- und Auslandssemester (bei weiterlaufenden Bezuegen) - Pruefungsverpflichtungen fallen waehrenddessen oft auf Privatdozenten herunter... Nein, so ist es nicht ueberall, klar. Das Problem liegt m.E. auch nicht bei der Frage „Verbeamtung - ja oder nein?“ Die entscheidende Frage lautet: „Wie laesst sich ein Hoechstmass an wissenschaftlicher Leistung durch freie und optimal gefoerderte Forschung erreichen?“ Dies kann im Rahmen staatlicher Lebenszeitstellungen geschehen oder verhindert werden, wie auch an den kommerziell betriebenen Hochschulen der U.S.A., wo sich die Profs in Versandhauskatalog-aehnlichen Vorlesungsverzeichnissen wie Hamburger anpreisen muessen. Eine Leistungskontrolle wird sich schwer durchfuehren lassen. In den Niederlanden fuehrte man als Auswahlkriterium fuer Stellenstreichungen ein Punktesystem ein, bei dem die Anzahl der Publikationen in international gaengigen wissenschaftlichen Verkehrssprachen zaehlte: ziemlicher Schwachsinn. „Leistung“ kann schon bei der redaktionellen Selektion von Beiträgen fuer Fachorgane unterdrueckt werden. Nicht nur in den „geisteswissenschaftlichen“ Disziplinen ist freie und kreative Forschung oft durch die soziologisch beschreibbaren Selektions-Mechanismen der Foerderung des akademischen Nachwuchses gefaehrdet. Mittelalterlicher Schulbetrieb erstickt oft wie ein schwerer Schatten Kreativitaet. Machtstrukturen und manchmal wohl auch das furchtsame Bemuehen, „Neues“ zu verhindern, koennen Forschungs-Innovationen verzoegern oder verhindern. Es gibt Bereiche, in denen dies nach aussen hin keinen Schaden anrichtet. Es gibt aber auch andere, da schadet dies dem Gemeinwesen. Hochbegabte wandern dorthin aus, wo sie sich „freier“ und besser gefoerdert entfalten koennen. Oft auch nur deshalb, weil die Verwaltungsbuerokratie zu unbeweglich ist, zur rechten Zeit die erforderlichen Mittel zur Verfuegung zu stellen. Zustaendige Gremien sollten darueber nachdenken, wie sich dies verhindern laesst. Verantwortliche sollten ihr Verhaeltnis zu ihren anvertrauten kreativen Koepfen und deren „Promotion“ im umfassenden Sinne ueberpruefen. Und wir alle zusammen sollten weniger Luft in den zur Zeit gewaltig aufgeblasenen Problem-Ballon „Verbeamtung“ pumpen.

Interview: „Globkes gehoeren nicht ins Kanzleramt“  
ruprecht plauderte mit dem SPD-Intellektuellen Peter Glotz

Sich ihn im Bierzelt vorzustellen ist eine rechte Anstrengung selbst fuer die lebhafteste Phantasie. So verwundert es kaum, dass auch seine Partei, die SPD, deren bayerischem Landesverband Peter Glotz angehoert, ihn seit jeher weniger in der Rolle des brambarbasierenden Rhetoren, sondern des kuehlen Analytikers und Vordenkers gesehen hat.

Der 56-jaehrige Publizist und Bundestagsabgeordnete war u.a. Wissenschaftssenator in Berlin und Parlamentarischer Geschaeftsfuehrer der SPD; neben der Bildung gehoeren auch Aussen- und Medienpolitik zu seinen Fachgebieten. Als ruprecht ihn am Dienstag vergangener Woche zum halbstuendigen Interview traf, sprach Glotz so druckreif, dass er uns danach erklaren konnte: „Vorlegen braucht Ihr mir den Text zur Autorisierung nicht; passt bloss beim Thema Studiengebuehren ein bisschen auf, was Ihr mich sagen lasst.“

ruprecht: Herr Glotz, Sie haben in der „Wochenpost“ ueber die Tschetschenien-Frage geschrieben: „Russland platzt, wenn Moskau den Kaukasus preisgibt. Wenn Russland platzt, geraet Europa in Gefahr, auch Westeuropa.“ Schuetzen die Bomben auf Grosny den Frieden in Bayreuth oder Hannover?

Glotz: Ich habe hinzugefuegt, dass dies keine Entschuldigung fuer den blutigen Dilletantismus Jelzins ist. Die Politik, die Gratschow und Jelzin dort machen, ist absolut abwegig.

Abwegig ist aber auch die seit Kroatien in Deutschland grassierende Vorliebe fuer Sezessionen. Damit kritisiere ich uebrigens nicht die Bundesregierung, die versucht, mit dem Problem einigermaßen sachlich fertig zu werden, sondern einige unserer Journalisten, manche Abgeordnete und sonstige Kommentatoren des Zeitgeschehens, die dazu neigen, Figuren wie Dudajew in Tschetschenien, Tudjman in Kroatien oder Iszetbegovic in Bosnien zu grossen Helden zu erklaren und nicht zu erkennen, wie schrecklich solche Leute ihre Voelker ins Unglueck stuerzen.

ruprecht: Sie plaedieren fuer eine „machiavellistische Aussenpolitik“. Was verstehen Sie darunter?

Glotz: Ich habe selbstironisch im letzten Satz dieses Artikels gesagt, dass vermutlich solche machivellistischen Gedanken im re-romantisierten Deutschland nicht besonders



ankommen. Damit habe ich mich noch nicht zum Ersatz-Machiavelli- sten erklärt. Man muss aber in der Aussenpolitik auch Interessen und Zusammenhaenge analysieren, so wie Leute wie Kissinger das immer getan haben. In Deutschland gibt es da durch die 40 Jahre, die wir - berechtigterweise - unter Vormundschaft standen, keine Tradition mehr. Das habe ich kritisiert. Man muss ganz einfach sehen: Niemandem nuetzt es, wenn in Russland statt Jelzin irgendwelche Schirinowskis oder andere an die Macht kommen. Aus diesem Grund muss man Verstaendnis haben fuer das Interesse Moskaus, wenigstens die GUS zusammenzuhalten und unter Umstaenden auch eine Wirtschaftsgemeinschaft mit der Ukraine zustandezubringen. Und wenn der Westen dann Sezessionsbestrebungen in diesen nationalistischen Bewegungen ueberall unterstuetzt und zumindest publizistisch feiert, dann wird es irgendwann da drueben schief gehen; und dann koennen wir da drueben auch irgendwann einmal ein voellig radikalisiertes Regime bekommen.

ruprecht: Zur deutschen Innenpolitik: Sie haben die Bildungsexpansion in der Bundesrepublik selbst aktiv vorangetrieben. Heute studieren 1,8 Millionen Studenten an Deutschlands Hochschulen. Brauchen wir die alle? Studieren die das richtige Fach?

Glitz: Es gibt sicher auch viele, die das falsche Fach studieren. Es ist aber manchmal auch fuer Bildungsexperten schwierig, einem Zwanzigjaehrigen zu sagen, was denn nun das Richtige und was das Falsche ist. Ich habe x-mal erlebt, dass man jungen Leuten gesagt hat, studiert Lehrer, und als sie fertig waren, war kein Job mehr da. So leicht sind solche Zahlen also nicht planbar. Ich glaube, wir haben mit 30% eines Altersjahrgangs ungefaehr die Zahlen, die alle grossen Industriegesellschaften auf Hochschulen im tertiaeren Bildungsbereich haben. Ich fuerchte allerdings, dass es noch mehr werden.

ruprecht: In der vergangenen Woche ging durch die Presse, Sie haetten sich fuer Studiengebuehren ausgesprochen. Die Beschlusslage Ihrer Partei sieht ganz anders aus. Ist der Vordenker Glitz seiner Partei wieder einmal um zwei Jahre voraus?

Glitz: Das weiss ich nicht. Ich habe gesagt: Meine Partei ist dagegen; ich selbst bin nicht sicher, ob man auf Dauer ohne solche Instrumente auskommt, man muss das im Zusammenhang mit der gesamten Bildungsfinanzierung diskutieren. Die muss man auf neue Fuesse stellen. Man kann sich aber durchaus die Frage stellen, warum eigentlich die

Krankenschwester und auch der geringverdienende Facharbeiter herangezogen werden sollen, um 100% der Ausbildung von den 30 % zu finanzieren, die letztlich dann doch die Chancen auf die besten Jobs haben. Gegen Studiengebuehren spricht etwa, dass die Gefahr besteht, dass die Laender sagen, jetzt haben wir Geld von den Betroffenen, jetzt koennen wir unsere Budgets noch weiter zuruecknehmen. Diese Diskussion ist noch nicht ausgegoren, und ich habe auch nicht die Absicht, allein wie ein Derwisch auf dieser Szene herumzutanzten. Mehr will ich dazu heute nicht sagen.

ruprecht: Ein ganz anderes Thema: Die PDS versucht, sich als die Sammelpartei der deutschen Linken zu praesentieren. Graebt die PDS der Sozialdemokratie das Wasser ab - gerade auch in Osteutschland?

Glitz: Das haengt vom Verhalten der SPD ab. Ich hoffe, dass die Partei klug genug ist, jetzt auch auf fruehere SED-Mitglieder und die Buerger in Ostdeutschland zuzugehen, die natuerlich weitgehend mit diesem Regime damals kooperiert haben. Wenn sie das tut, dann kann die PDS verschwinden. Natuerlich koennten wir uns als SPD auch so bloed verhalten, dass die PDS als Vertretung ostdeutscher Menschen eine Zeit lang uebrig bleibt, so wie frueher der BHE als Vertreter von Vertriebenen.

ruprecht: Egon Bahr hat verkuendet, eine der wichtigsten staatsmaennischen Leistungen Konrad Adenauers sei die Integration der Alt-Nazis - etwa des Rassegesetz-Kommentators Globke - in das System der neuen Bundesrepublik gewesen. Die SPD ist nicht sehr waehlerisch, wer sie im Osten waehlt...

Glitz: Egon Bahr hat die Aeusserungen, die er zu diesem Thema getan hat, vor allem zu Globke, inzwischen zurueckgenommen und in vernuenftige Bahnen gelenkt. Dass man ein Volk nicht auflösen kann, auch nicht nach historischen Katastrophen, ist leider unbestreitbar. Deswegen konnte man in den Jahren '45 bis '60 ohne Ingenieure, Richter, Rechtsanwaelte, Unternehmer, die mit Hitlers Regime kooperiert hatten, nicht auskommen. Aehnlich ist das auch mit Ostdeutschland, wenn man nicht sagen will: 'Alles was wichtig ist, wird von Wessis gemacht, und die Osis benutzen wir nur noch als Handlanger und Handarbeiter.' Dies kann nicht der Sinn der Wiedervereinigung sein. Insofern wird man auch mit Menschen kooperieren muessen, die sich mit diesem Regime eingelassen hatten, es sei denn, sie haben Verbrechen begangen - solche Leute muss man ausschliessen.

ruprecht: Und was ist mit den ostdeutschen Globkes?

Glutz: Globke waere hier genau das falsche Beispiel; Globkes gehoeren nicht ins Kanzleramt, und Leute, die etwas mit dem ZK der SED zu tun hatten, muessen nicht mehr in die Politik. Aber Sie koennen den Professor, der normal an seinem Institut mitgemacht hat und im Vorwort seiner Buecher irgendwelche Marx-Engels-Zitate hatte - wenn er ein ordentlicher Professor war, wenn er etwas von Elektrotechnik verstand-, nicht auf Dauer in die Wueste schicken. Helmut Kohl wird Ihnen da uebrigens auch nichts Anderes sagen.

ruprecht: Zur Medienpolitik: Stoiber und Biedenkopf moechten die ARD von elf auf sechs Anstalten eindampfen und das Erste mehr oder weniger abschaffen. Ist das eine Bedrohung der Medienvielfalt?

Glutz: Ja, ich halte diese Plaene eindeutig fuer eine Bedrohung des oeffentlich-rechtlichen Systems, das nur dann funktioniert, wenn es wirklich zwei grosse Vollprogramme gibt. Das Erste Programm abzuschaffen ist natuerlich fuer das Oeffentlich-rechtliche System ein Selbsttor, eine Destruktion, vielleicht auch eine beabsichtigte Destruktion. Das Erste abzuschaffen waere so, als ob Sie den Kaefer bei VW abschaffen, aber ohne neue Modelle zu haben. De facto wuerde sich das auswirken als eine erhebliche Verstaerkung der Marktsstellung von SAT1 und RTL.

ruprecht: Sehen Sie auch die Meinungsvielfalt durch Stoibers und Biedenkopfs Plaene bedroht?

Glutz: Natuerlich zielen die Plaene auf die Meinungsfreiheit. Die beiden Herren haben das ja genau raushaengen lassen, indem sie gegen den WDR polemisiert haben, der ihnen zu links, zu gruen oder weiss der Teufel was ist. Deswegen behaupten sie nun, der WDR beherrsche die ARD, was der pure Unsinn ist. Natuerlich ist es schwieriger, in die ARD hineinzuregieren, denn der Intendant des Bayerischen Rundfunks kann sehr wenig tun, wenn Herr Bednarz als Journalist des WDR eine Sendung macht, die dem Herrn Scharf nicht gefaellt. Das ist im ZDF anders. Insofern wuenschen sich die beiden Herren offensichtlich eher zentralistische, regierbare Sender, auf die man zugreifen kann.

ruprecht: Was wuenschen Sie sich?

Glutz: Ich bin dafuer, dass die ARD die ARD bleibt.

ruprecht: Zwei kurze Fragen noch zu Ihrer Rolle in der SPD: Sie haben sich, als Willy Brandt 1987 den Parteivorsitz abgab, als „Mann Brandts“ bezeichnet. Nun haelt sich Brandts Witwe seit einiger Zeit mit Umdeutungen seines politischen Erbes in den Schlagzeilen. Wie reagieren Sie als

„Mann Brandts“ auf das Gezerre um den Grossen Vorsitzenden?

Glötz: Man kann Frau Seebacher-Brandt nicht verwehren, ihren eigenen Weg zu gehen. Der Weg fuehrt schon seit langem von der SPD weg, und man ihr auch nicht verwehren, sich ein eigenes Bild von ihrem Ehemann zu machen...

ruprecht: Aber dieses ihr Bild traegt sie dann doch mit einiger Autoritaet in die Oeffentlichkeit...

Glötz: Das wird sie tun, und dann ist die SPD gefordert, mit einiger Autoritaet den Willy Brandt zu zeichnen, den sie sieht, denn Willy Brandt ist nun mal ein grosser Staatsmann gewesen und nicht der Privatbesitz seiner zweiten Frau.

ruprecht: Letzte Frage: Sie haben einmal gesagt, Sie besetzten in der SPD die „Planstelle des Intellektuellen“. Sie haben aber auch schon versucht, etwa Spitzenkandidat in Bayern zu werden...

Glötz: Das ist auch prompt gescheitert.

ruprecht: Richtig, darauf bezieht sich auch unsere Frage:

Leiden Sie gelegentlich ein bisschen darunter, dass die SPD Sie in diese Schublade steckt: 'Der Mann ist unser Vordenker'?

Glötz: Darunter habe ich oft gelitten, aber das habe ich hinter mir. Inzwischen habe ich mich mit dieser Planstelle abgefunden. (hn/bpe/alf)

Einige Aufregung verursachte am Ende des letzten Semesters die Aufforderung des Rektorates an die Institute, Langzeitstudierende ab dem 14. Semester zu „Beratungsgespraechen“ vorzuladen - ein vom Wissenschaftsministerium empfohlenes Projekt, das nicht unumstritten war.

„Bitte nehmen Sie Platz!“

- Was ist aus der Beratungsgespraechen fuer Langzeitstudierende geworden?

In diesem Semester fanden nun an vielen Instituten die ersten Gespraechе statt. Wer hat da nun wen beraten, wie, und vor allem: Mit welchen Konsequenzen?

Die mit dieser Aufgabe beglueckten Dozenten versuchten zumeist, den Leuten „gut zuzureden und sie mit Ratschlaegen und Empfehlungen dazu zu bewegen, die letzten Schritte zu unternehmen“, wie Prof. Otwin Becker, Dekan der Volkswirte, es formuliert. Massive Pruefungsangst, wenig Zeit wegen Job oder Kind, psychische oder familliaere

Probleme - es gibt viele Gruende, warum Studierende, die alle Scheine haben, sich auch nach ueber 15 Semestern nicht zum Examen melden. An Beckers Fakultaeet ist man zuversichtlich, den Langzeitstudis geholfen zu haben. Einige der „Berater“ wollen ihre Schuetzlinge in einem halben Jahr wieder einladen, um zu sehen, ob sie nun besser zurechtkommen.

Auch bei den Kunsthistorikern wurden gute Erfahrungen gemacht: „Am Anfang“, so Prof. Peter Riedl, „sahen nicht recht den Sinn in diesen Gespraechen. Aber inzwischen gibt es ueberwiegend Erfolgsnachrichten; Studenten, die den Kontakt zum Institut verloren haben, werden wieder integriert.“

Doch nicht alle Institute machen mit. In der Germanistik etwa haelt man nichts davon, Langzeitstudis auf diese Weise zu motivieren: „Wir muessten 200 bis 300 Leute anschreiben“, sagt Prof. Oskar Reichmann, „und dazu sehen wir uns nicht in der Lage.“ Vor allem aber sehen er und seine Kollegen keinen Grund, den Studenten ins Gewissen zu reden: „Das sind erwachsene Menschen; ob sie zu Ende studieren wollen, ist die Angelegenheit des Einzelnen.“ Bei den Chemikern sind die Studenten, wie Prof. Arno Hoepfner erklaert, durch Ganztagspraktika ohnehin genuegend integriert. Daher hat man auch hier auf Beratungsgespraechen verzichtet. Ebenso das Institut fuer Musikwissenschaft: „Die Leute stoeren nicht.“

Doch auch dort, wo die Gespraechen stattfanden, wurde den Studenten nur selten nahegelegt, sich von der Uni zu verabschieden. Ulf Schoenfelder\*, alternder Jura-Student: „Ich fuehlte mich zwar etwas bemuttert, aber unter Druck gesetzt hat man mich nicht.“ Ohnehin fehlt die rechtliche Handhabe, um Langzeitstudierende zum Abschied von der Uni zu zwingen, selbst wenn sie gar nicht zur Beratung erscheinen. VWL-Dekan Becker bringt es auf den Punkt: „Scheine haben kein Verfallsdatum.“

Bisher wurde also nicht so heiss gegessen wie gekocht. Dennoch haben Institute bei diesen Gespraechen die Moeglichkeit, Leute unter Druck zu setzen, die nicht wissen, dass man sie gar nicht „hinauswerfen“ kann. Und die Gespraechen bleiben nur solange sinnvoll, wie der Berater nicht ueber den Verbleib an der Uni entscheiden kann.  
(ah/hn)

Rueckmeldechaos wegen neuer Zwischenpruefungsordnung

Verstanden hat es keiner, die Verwirrung war gross, und die meisten dachten wohl einfach: „Die spinnen doch da im Sekretariat!“ Ungefäher viertausend Studierende in Magister- und Lehramtsstudiengängen sowie der grundständigen Promotion bekamen Mitte Januar mit den üblichen Unterlagen zur Rückmeldung einen Brief.

Darin wurden sie darauf hingewiesen, dass ihre Rückmeldung wegen fehlender Zwischenprüfung, bzw. fehlenden Vordiplomes vorerst gesperrt sei. Wenn sie diesen Nachweis nicht bis zum 24. April 95 bringen, werden sie „mit Sofortvollzug“ fuer diese Fächerkombination exmatrikuliert, wurde ihnen angedroht.

Grund dieser Aktion war nicht etwa Langeweile im Studentensekretariat, sondern die geänderte Zwischenprüfungsordnung, die besagt, dass innerhalb von vier Semestern die Zwischenprüfung abgelegt sein muss. Zwar gab es schon eine derartige Prüfungsordnung, doch diese war nicht an das Universitätsgesetz angepasst; das Problem lag schlicht darin, dass sie nicht überwacht wurde. Deshalb arbeitete man - nach einem ersten gescheiterten Versuch 1986 - eine neue Prüfungsordnung aus, die am 25.1. 1993 erlassen wurde. Nach einer zweijährigen Ubergangsfrist begann nun die grosse Offensive, und all diejenigen, die mit Beginn des siebten Fachsemesters noch keine Zwischenprüfung nachgewiesen haben, wurden ins Sekretariat zitiert.

„Wir haben versucht, die Studenten so gut wie moeglich zu informieren“, verteidigt sich Klaus Billing, Leiter des Sekretariats, „doch wir stiessen einfach auf kein Interesse. Letztes Jahr organisierten wir eine grosse Informationsveranstaltung und mieteten dazu extra den Hoersaal 13 an. Was war das Ergebnis: ganze 27 Studenten sind gekommen!“ Information ist gut, Information ueber die geplante Information ist besser: Die einzelnen Fakultäten wurden ueber dieses Vorhaben scheinbar nicht sehr ausführlich unterrichtet. Wie sonst ist zu erklären, dass viele Institutsleiter erst jetzt darauf aufmerksam wurden? Frau Karst-Mattausch, die Studienberaterin am Romanistischen Seminar, erklarte z.B., erst jetzt von ihren Studenten von der Änderung erfahren zu haben. Zu recht sind viele Lehrende aergerlich auf den Alleingang des Sekretariats, das sich in keiner Weise mit den Fakultäten abgesprochen hat. Zwar ging man im Carolinum durchaus davon aus, dass die meisten die Zwischenprüfung schon längst haben und sie lediglich noch nicht eintragen liessen.

Allerdings liegt die Verantwortung fuer die Meldung der abgelegten Pruefungen bei den Instituten und nicht den Studierenden, die sich nun alle einzeln vor dem obersten Verwaltungsgremium verteidigen muessen, wozu rechtlich ueberhaupt keine Grundlage besteht. Eine Koordination mit den Fakultaeten, die dieses Chaos sicherlich verhindert haette, fand erst gar nicht statt. „Die Fakultaet macht die Pruefungsordnung, und wir haben dann die Arbeit damit“, meint Billing lediglich zu dem Vorgehen.

Ein weiterer Grund fuer die Berufung ins Sekretariat lag in der Faecherumbenennung Ende letzten Jahres (siehe ruprecht-Meldung im Internet am 12.1.). Bislang ging aus der Bezeichnung oft nicht hervor, welchen Zweig des Faches man studierte. Stand z.B. im bisherigen Verzeichnis „Nebenfach Anglistik“, im neuen Register dagegen aber nun „Englische Philologie, Nebenfach Literaturwissenschaft“, bekam man automatisch einen Brief zugeschickt.

Der Grund fuer diese Umbenennung, versichert Billing, lag ausschliesslich in der besseren Erfassung, man wollte die Studierenden nicht zwingen, sich von Anfang an auf ein bestimmtes Fach festzulegen. Ein Wechsel sei spaeter zwischen den einzelnen Zweigen problemlos moeglich. Ein Stockwerk hoeher, bei Regierungsdirektor Behrens, klingt das allerdings etwas anders: „Es wird angestrebt, dass sich der Student bereits im ersten Semester fuer ein Fachgebiet entscheidet.“ Quo vadis, Carolinum? (gz)

Warum so heimlich?

Genlabor im Theoretikum geplant

Ganz offiziell ist die Sache noch nicht. Aber wenn alles so laeuft, wie es sich die Mediziner und Virologen im Neuenheimer Feld vorstellen, dann ist den forschenden Geistern unserer Universitaet ganz im Stillen ein Coup gelungen, um den sie so manche deutsche Hochschule in Zukunft beneiden wird.

Im Zentralbereich des Medizinischen Theoretikums soll ein sogenanntes S3-Labor entstehen, nicht irgendwann, sondern aller Voraussicht nach noch vor Mitte des Jahres. Zur Orientierung: Fuer Forschungslabors im medizinischen und biologischen Bereich existieren vier Sicherheitsstufen: S1 bis S4. S3-Labors sind also Einrichtungen der zweithoechsten Sicherheitsstufe, gleichzeitig die hoechste in Deutschland, denn ein S4-Labor gibt es in unserem Land nicht. Der Grund

fuer die Eile liegt in einem neuen EU-Gesetz, das vor kurzem die Welt der Mikroorganismen neu ordnete, und zwar bezueglich ihrer Gefaehrlichkeit fuer den Menschen. In diesem Gesetz wurde u.a. eine Reihe Krankheitserreger ob ihrer Bedenklichkeit neu eingestuft, was z.B. einen Hepatitis-B-Virus oder ein Tuberculose-Bakterium zu S3-Organismen befoerderte, eine Entscheidung, die zahlreiche Forschungsanstalten jetzt vor Probleme stellt, denn die Uebergangsfrist laeuft demnaechst ab, und danach sind die alten S2-Laboratorien fuer viele Versuche obsolet. „Das Labor ist fuer uns absolute Notwendigkeit, wenn wir unseren Forschungsstandard halten wollen“, so die offizielle Lesart. Doch tatsaechlich waere kontinuierliche Arbeit ohne die Anschaffung des Labors auch in einem anderem Bereich nur schwer denkbar: die Uni-Kliniken benoetigen in speziellen Faellen Diagnosemoeglichkeiten, die ihnen nach der Gesetzesnovellierung nur noch ein solches Labor bieten kann. Fuer wie dringend das Ganze gehalten wird, zeigt sich am geplanten Ablauf der Installierung. Wegen Platzmangel wird nach dem Fertighausprinzip zunaechst ein Container den Inhalt des Labors aufnehmen, das dann spaeter in eine feste Behausung umziehen soll. „Das wird ein 1,5-Millionen-Projekt“, hoert man aus dem Theoretikum. Wie viele Projekte moderner Forschung hat auch dieses zwei der Betrachtung wertere Gesichtspunkte, die ueber den reine Funktionalitaet hinausgehen. Der eine ergibt sich schon aus dem Namen S3: Wie steht es mit der Sicherheit, mitten zwischen Instituten, in der Naehede der Mensa? Interessanterweise wurde mit Dr. Siller ein Mann Baubeauftragter, der sich gleichzeitig um die biologische Sicherheit an der Uni kuemmert. Er soll die Gewaehr dafuer bieten, dass schon bei Errichtung des Labors sicherheitstechnisch penible Sorgfalt herrscht, denn „mit ihm ist ein kompetenter Mann weisungsbefugt“. Der andere wichtige Punkt dreht sich um den Begriff Ethik. Wer bestimmt, was erforscht wird, und wer kontrolliert es? Denn eins steht fest, auch wenn es keiner so gerne ausspricht: Experimente in einem S3-Labor koennen Dimensionen haben, die ueber die blosse Identifizierung von Mikroorganismen zu Diagnosezwecken weit hinausgehen. Im Bewusstsein, dass moderne Forschung die Zukunft aller Menschen nachhaltig beeinflusst, wurde an der Hochschule die sog. Ethikkommission ins Leben gerufen, in der neben Wissenschaftlern und Aerzten auch zahlreiche andere Berufsstaende vertreten sind, Juristen und Theologen etwa. Sie ist sozusagen letzte moralische Instanz, nach zwei



staatlichen Prüfungen. Das letzte Mal trat diese Kommission vergangenen Sommer in Erscheinung, als es um die umstrittenen „Leichen-Crashtests“ ging (die sie uebrigens fast einstimmig billigte).

Soweit so gut; die Neuanschaffung unserer Uni scheint ebenso aufseherregend wie begruessenswert. Befremdlich ist allerdings die Informationspolitik der Verwaltung . Der Bau eines S3-Labors darf auch im progressiven Heidelberg keine Selbstverstaendlichkeit sein, gerade die in diesem Bereich taetigen Wissenschaftler waeren gut beraten, ihre Arbeit der Oeffentlichkeit zugaenglicher zu machen, statt ueber ungerechte Gesetze zu lamentieren. „Wir duerfen keine Geheimlobby unserer selbst sein.“ So redete Jens Reich, Ex-Praesidentschaftskandidat und hauptberuflich Molekularbiologe, im vergangenen November auf einem Symposium dieser Universitaet seinen versammelten Kollegen vielbeklatscht ins Gewissen.Schon vergessen?  
(gvg)

## Studentenalptraum Latinum

Jedes Semester kaempfen 200 Heidelberger Studis damit

Dabei geht es um mehr als einen Schein. „Ich kann nachts schlecht schlafen, weil mich im Traum jemand die lateinische Grammatik abfragt“, erzaehlt Karin. Sie hat die Aufnahmeklausur fuer die Latinumspruefung wieder nicht bestanden. Dabei hatte sie dieselbe Lateinuebung schon letztes Semester gemacht, dazu noch einen Crash-Kurs - um auf Nummer sicher zu gehen.

Dann hatte sie die Latinumspruefung gewagt und war durchgefallen. Obwohl ihr der Lateinlehrer dieses Semester wegen der nicht bestandenen Aufnahmeklausur dringend abraet, will sie die Latinumspruefung noch einmal auf eigene Faust wagen. „Wenn ich das nicht schaff', hoer' ich auf“, erklaert Karin resigniert. Und gefragt, was sie dann machen wolle, meint sie nur: „Ich weiss nicht, aber ich hoer' dann auf.“ Viel mehr bleibt ihr auch nicht uebrig. Denn durch die Pruefung darf sie nur zweimal fallen, dann ist Schluss. Und was danach kommt? Woher soll sie das wissen? Schliesslich ist sie schon im dritten Semester, hat sich auf der Uni eingelebt und Spass am Studium.

Karin ist keine Ausnahme. In ihrem Lateinkurs sassen bei Semesteranfang knapp fuenfzig. Die Aufnahmeklausur fuer die Lateinpruefung schrieben nur 32 mit, von denen

wiederum ca. 50% durchfielen. Und die Buerokratie kennt kein Pardon. Selbst wenn einer in England aufwuchs und sich bestens in der englischsprachigen Literatur auskennt, kann er sein Anglistikstudium an den Nagel haengen, wenn er mit Cicero oder Caesar nicht zurecht kommt. Fuer fast jede Geisteswissenschaft ist das Latinum obligatorisch.

Andreas ist es noch gut ergangen. Nachdem er sich vier Semester lang in seinem Geschichte- und Spanischstudium mit Latein rumgeschlagen hatte, wechselte er auf die Paedagogische Hochschule. So hatte er sich sein Studium zwar nicht vorgestellt, aber immerhin ist das noch besser als nach vier Semestern vor dem Nichts zu stehen. Sven wusste von vornherein, was mit dem Latinum auf ihn zugekommen waere, und ging gleich auf die PH, auch wenn ihn das Uni-Studium mehr interessiert haette.

Doch das alles ist noch Uni-Alltag, Normalitaet, gewoehnlicher deutscher Ordnungssinn. Die ganze Absurditaet dieser verbuerokratisierten Lernerei zeigt sich erst dann in ihrer vollen Haerte, wenn Studenten nicht nur mit dem Studium, sondern etwa auch mit dem Berufsleben oder dem Auslaenderstatus zu kaempfen haben.

Anna z.B. ist im dritten Semester. Auf dem zweiten Bildungsweg hat sie ihr Abitur nachgeholt. Da sie ueber 30 ist, bekommt sie kein Bafoeg mehr, muss also weiterhin ihren Beruf als Hebamme ausueben. Fuer ihr Geschichtsstudium benoetigt sie das Grosse Latinum.

„Ich finde es unmoeglich“, meint sie verzweifelt, „dass man in nur drei Semestern das Grosse Latinum nachholen muss.

Wie soll ich das machen und nebenher noch arbeiten?“

Unverstaendlich ist auch, weshalb alle, egal ob sie das Grosse oder das Kleine Latinum oder gar noch das Graecum und das Hebraicum brauchen, nur zwei Semester Aufschub fuer die Zwischenpruefung bekommen. Zudem berichtet Anna von uebelsten Verhaeltnissen, unter denen die Studierenden diese ganze Latein-Tortur mitmachen muessen: „Im ersten Semester war der Kurs total ueberfuellt, und die Akustik war dermassen schlecht, dass man selbst in der ersten Reihe nichts verstand.“ Naechstes Semester will Anna den dritten Kurs zum Latinum machen. „Da wird nur ein einziger Kurs angeboten, am Montagmorgen. Ich kann da beruflich nicht. Wieso machen sie nicht wenigstens einen Ausweichkurs?“

Jean-Pierres groesste Sorge hingegen ist, dass seine Aufenthaltsgenehmigung in Deutschland nicht fuer das Latinum ausreicht. Er muss nebenher noch den fuer Auslaender obligatorischen Deutsch-Kurs machen. Und fuer alles hat er summa summarum zwei Zusatzsemester Zeit.

Falls ihm das nicht gelingt, ist nicht nur sein Studium, sondern auch sein Deutschlandaufenthalt zu Ende.

Es ist unvorstellbar, was an der Uni Semester um Semester um die Sprache der alten Roemer gezittert und gebangt wird. Neidvoll sehen die geplagten Studenten auf ihre Kommilitonen, die das Latinum in der Schule „mitgenommen“ haben. Viele von denen wissen zwar nicht mehr, was der Unterschied zwischen abl.abs. und a.c.i. ist; und sie waeren auch gewiss nicht mehr in der Lage, den einfachsten Uebungstext zu bearbeiten. Doch das zaehlt nicht. Es ist ein offenes Geheimnis, dass die Latinumspruefungen eines der best funktionierenden Ausleseverfahren der Universitaeten sind. Vielleicht ist ein Student, der unter normalen Umstaenden das Latinum nicht nachholen kann, am Ende gar auf der Uni am falschen Platz? Doch abgesehen davon, dass dieses Auswahlverfahren fragwuerdig ist - schliesslich betrifft es in jeder Fakultaet nur einen Teil der Studis- kann man hier bedauerlicherweise auch nicht von „normalen Umstaenden“ sprechen.

Pro Semester werden vier oder fuenf Lateinkurse angeboten, die sich ueber zwei Semester hinziehen. Da in jedem Kurs ungefaehr 50 Leute sitzen, heisst das, dass an die 400 Studierende im Jahr Caesar und Cicero pauken muessen. Und auch wenn sich die Lateindozenten redlich bemuehen und ihr bestes geben, ist es unmoeglich, auf jeden der 50 Teilnehmer so einzugehen, wie es der Lernstoff erfordert. Da sind selbst die Dozenten am Ende mit ihrem Latein. Es fehlt an Geld: Die Univerwaltung ist schon darueber erbost, diese Kurse finanzieren zu muessen. So landet der Schwarze Peter beim Kultusministerium. Altphilologe Dr. Christmann, der an der Uni die Lateinkurse organisiert, wirft dem Ministerium vor, dass es in den Schulen zu wenig darueber informiere, wie sehr Latein an den Hochschulen benoetigt werde. In anderen Bundeslaendern sei das anders. „Wir haben den Eindruck, dass da was vernebelt wird“, meint er und fragt sich, ob die mangelnde Information auf eine „Spar-Manie“ des Laendles zurueckzufuehren sei.

Beim Kultusministerium gibt man sich ueber diese Vorwuerfe empoert: „Wir betreiben hier eine aufwendige Informationspolitik“, erklart Herr Reinhardt, der im Ministerium fuer Altphilologie zustaeendig ist. Jaehrlich werden Zehntausende von Flugblaettern und diverse Broschueren verschickt. Das Problem sei lediglich, dass die Schueler die Warnungen nicht ernst naehmen. Die Latein-Dozenten kennen dieses Lied und versuchen nun, mit abstrusen Frageboegen an Baden-Wuerttembergs

Hochschulen nachzuweisen, dass die Schueler eben doch nicht informiert sind. Die Uni-Leitung ist erbost, denn aus der Landeshauptstadt kommt keine finanzielle Hilfe. „Wir liegen mit dem Finanzministerium schon lange im Clinch“, jammert Herr Reinhardt vom Kultusministerium. „Und primaer muessen wir uns doch um die Schulen kuemmern. Es ist schon schwer, genug Lateinlehrer bezahlen zu koennen. Wir koennen uns nicht auch noch um dieHochschulen kuemmern.“Viele verzweifelte Studis kommen so kaum noch zu etwas anderem, und geben obendrein Hunderte von Mark fuer das angebliche Zaubermittel Crash-Kurs aus. Wie sagte doch Horaz so schoen? „Non cuivis homini contingit adire corinthum.“ - Nicht jedem gelingt es, nach Korinth zu kommen... (hee)

### LehramtskandidatInnen!

Ihr trefft Euch alle am Mittwoch, dem 15.2. um 18 Uhr im EWS, „Café Gisela“. Ist das klar?

(Veranstalterinnen: die Lehramtsgruppe, die EWS-Fachschaft und die GEW-Studierendengruppe; Themen: fehlende lehramtsspezifische Veranstaltungen (und was man dagegen tut), das neue Schulpraktikum (und wie man drankommt) und alles, was ihr sonst auf dem Herzen habt.)

### Totale Orientierung

Die „Kooperative Beratung“ kommt in Fahrt

Studierende ueber mehrer Phasen des Studiums hinweg begleiten, ihnen eine weit ueber die uebliche Stundenplan-Beratung hinausgehende Betreuung zu geben, Strukturen dafuer an den Instituten aufbauen - das gehoert zu den ehrgeizigen Zielen, die sich die Leiter des Pilotprojektes „Kooperative Beratung“ gesetzt haben. Geht so etwas ueberhaupt?

Drei Jahre - von 1993 bis 1996 - gab das Wissenschaftsministerium den Diplompsychologen Dietmar Chur und Maria Gehrt und ihren Tutoren Zeit und Geld, an mehreren Instituten der Uni Heidelberg eine neue Form der Beratung aufzubauen: Studierende sollen in Zusammenarbeit von Zentraler Studienberatung (ZSB), studentischen Tutoren Fachschaften und Fachstudienberatern ueber alle Phasen des Studium hinweg betreut werden. Hilfe im Studium also nicht

nur im ersten Semester, sondern auch vor der Zwischenprüfung, im Hauptstudium und im Examen; Betreuung nicht nur beim Stundenplan, sondern auch bei der Art, mit dem Leben und Lernen im Studium umzugehen. An den einzelnen Instituten sollen die Tutoren anfangen, dauerhafte Strukturen für eine solche Arbeit aufzubauen. Das sind viele Voraussetzungen für die etwa 120.000 Mark im Jahr, die zur Verfügung stehen; und es tauchen natürlich auch einige Schwierigkeiten auf: weil die Mittel so knapp sind, haben sich zunächst nur in 6 Fächern Gruppen gegründet, die die Zusammenarbeit mit der ZSB aufnehmen; das ist von Flächendeckung natürlich weit entfernt. Nicht immer ist klar, wie die Fachschaften mit den Tutoren, die von der ZSB bezahlt werden, zusammenarbeiten sollten, wie vorhandene Beratungsveranstaltungen in das Programm eingebunden werden sollen und können. Professoren, deren Unterstützung nützlich wäre, lassen sich nicht immer mitreißen. Die Koordination der Leute vor Ort an den Instituten mit dem sogenannten „Steuerkreis“ des Projektes - dort sind Vertreter von Fachschaften, den Leuten aus der ZSB, Uni-Verwaltung, Professoren und Mittelbauern dabei - , erweist sich nicht immer als leicht. Vor allem können sich viele an der Uni - auch im „Senatsausschuss für die Lehre“, der das Ganze von den Uni-Gremien aus zuständig sein sollte - nicht für den weitgefächerten Ansatz anfreunden, der der Studienberatung an den einzelnen Fakultäten viel mehr Verantwortung auch für das seelische Wohl der Studierenden aufbürdet. In Mannheim z.B. geht man einen ganz anderen Weg: Dort wurden „Studienbüros“ eingerichtet: Studentensekretariat und Beratung in einem. Effizient, Effizient - aber wer traut sich schon, peinliche Fragen zu einem Studienfachwechsel ausgerechnet vor dem auszubereiten, der diesen absegnen muss? Trotz aller Probleme ist das Projekt in einigen Instituten ist das Projekt schon ziemlich weit gekommen; am Kunsthistorischen Institut, im Romanistischen Seminar und am EWS z.B. gibt es feste Gruppen, die sich für verschiedene Phasen des Studiums verantwortlich fühlen und schon den Schritt von den Orientierungsveranstaltungen zum Aufbau einer festen Struktur gegangen sind. Das ist auch nötig. Denn die Initiatoren stehen unter einem grossen Druck, die „Kooperative Beratung der Fakultäten und Instituten schmackhaft zu machen. Denn die Förderung aus dem Ministerium läuft 1996 endgültig aus - obwohl ja bereits diese bei weitem nicht ausreicht, auch nur einen ordentlichen Teil der Institute in Heidelberg abzudecken. Ab

Ende naechsten Jahres aber muessen die Universitaeten das Geld fuer solch ein Vergnuegen selbst aufbringen. Immerhin: Das Projekt scheint an Fahrt zu gewinnen. „Die Akzeptanz des Projektes an der Uni steigt“, meint Dietmar Chur gegenueber dem ruprecht und verweist auf eine Empfehlung des (wie gesagt zunaechst auch mit Skeptikern besetzten) Senatsausschusses fuer die Lehre aus dem August '94, in der es unter anderem heisst: „Zumindest waehrend der Einfuehrungsphase muss das Beratungsangebot fuer Studienanfaenger erheblich verbessert werden, damit nicht etwa mangelnde Orientierung zum Grund fuer einen Studienabbruch wird.“. Auch das Rektorat beginnt, den Sinn der Sache zu erkennen. Mehr Institute zeigen Interesse; aus einem kleinen Versuch koennen sich jetzt stabilere Strukturen etablieren.

(ah/hn)

"Bildet zu Menschen Euch aus"

Die Heidelberger Schiller University: familiaere Internationalitaet

If you can imagine it, you can achieve it. If you can dream it, you can become it.”- der amerikanische Traum, von einer jungen Kanadierin nach Europa zurueckgetraeumt durch ein Studium an der Schiller International University in Heidelberg. Unzufrieden mit der anomymen Uni-Atmosphaere in ihrer Heimat, hatte Sandy mit dem Wechsel an die amerikanische Privatuniversitaet auf deutschem Boden die „beste Entscheidung ihres Lebens“ getroffen.

Am 17. Dezember 1994 wurde sie auf der „Graduation Ceremony“ im Koenigssaal des Heidelberger Schlosses als beste Absolventin des MBA-Programmes geehrt, bevor sie ihre Arbeit bei einer Import-Export-Firma in Wien antrat. Ihr und den rund siebzig anderen Kandidaten, die an diesem Tag nach der Entgegennahme ihrer Diplome die Baender an ihren Hueten nach amerikanischer Sitte von der rechten auf die linke (die akademische!) Seite legen durften, rief die Campus-Direktorin Linda Evans ihre „heartfelt thanks“ zu: „Please know that we will miss you!“ - Auf derartige Zuneigungsbezeugungen wird der Student der Ruperto Carola kaum hoffen duerfen, wenn er sich auf dem Studentensekretariat sein Zeugnis abholt.

„Schiller“ ist naemlich anders. Eine grosse Familie und obendrein auch „a world in a nutshell“, wie es Margret

Dotter, Vorsitzende des Auslaenderrates der Stadt Heidelberg, in ihrer Festtagsansprache bezeichnete.

Als Prof. Walter Leibrecht 1964 mit 35 Studenten das SchillerCollege in Schloss Klein-Ingersheim noerdlich von Stuttgart gruendete, beabsichtigte er, eine Alternative zu den europaeischen Massenuniversitaeten anzubieten. Seinerzeit selbst Student an der Ruperto Carola, begeisterte ihn waehrend seiner ueber zehnjaherigen Lehrtaetigkeit an den Universitaeten Columbia, Chicago und Harvard das amerikanische Bildungssystem besonders im Hinblick auf dessen „tutor approach“. „Schiller“ sollte sich nun in humanistischer Bildungsmanier der Entwicklung der ganzen Persoenlichkeit annehmen und insbesondere Amerikanern ein „study abroad“ ermoeglichen - ohne Reibungsverluste beim Wechsel in ein anderes System und eine fremde Sprachgemeinschaft.

Bereits 1969 war die Kapazitaet des Neckar-Schloesschens erschoept, so dass der Campus nach Heidelberg verlegt werden musste. Gleichzeitig entstanden mehrere neue Schiller-Colleges in ganz Europa. Die Vietnam-Krise fuehrte erstmals zu einem Rueckgang der Immatrikulationen, woraufhin man begann, Studenten aus anderen Teilen der Welt anzuwerben.

Mit der Internationalisierung einher ging die Verlagerung der Studienschwerpunkte von Geisteswissenschaften zu praxisorientierten Studiengaengen wie Economics, International Relations oder Hotel Management. Seit 1981 koennen auf verschiedenen Gebieten Master-Titel erworben werden: Aus dem Schiller College wurde die Schiller International University. Heute studieren 1600 Studenten aus ueber 130 Laendern an den zehn Universitaeten in Heidelberg, Berlin, London (Waterloo und Wickham), Paris, Strassburg, Engelberg und Leysin (Schweiz), Madrid und Florida.

Die Studiengebuehren bewegen sich, verglichen mit anderen amerikanischen Privatuniversitaeten, noch im unteren Durchschnitt, betragen in Heidelberg aber immerhin rund 9000 Mark im Semester. In bestimmten Faellen koennen bis zur Haelfte der Studiengebuehren erlassen werden. Neben einer begrenzten Zahl von Begabtenstipendien gibt es „University Service Grants“, bei denen als Gegenleistung Teilzeitarbeit in Bibliothek und Buero geleistet werden muss. Aehnlich bunt wie die Zusammensetzung der Studenten ist die der Lehrkraefte, die teils von Universitaeten, teils aus der freien Wirtschaft kommen. Um einen gleichbleibend hohen

paedagogischen Standard zu gewaehrleisten, laesst man die Schueler ihre Dozenten am Semesterende in Frageboegen bewerten. Erst nach mehreren positiven „evaluations“ wird aus einem Lehrauftrag eine feste Anstellung.

Umstritten bleibt (zumindest hierzulande) die Anerkennung der akademischen Abschluesse. Waehrend die Diplome der internationalen Ausbildungsstaette in den USA von einer Akkreditierungsbehoerde anerkannt werden, die ihrerseits vom US-Bildungsministerium anerkannt ist, anerkennen die deutschen Kultusministerien nur die Abschluesse der Universitaeten, die von einer anderen anerkannten amerikanischen Akkreditierungsbehoerde anerkannt sind (!?). Mit dieser Problematik befasste sich ein Artikel in der Sueddeutschen Zeitung vom 22. Oktober 1994, der Zweifel am Niveau der Einrichtung weckte.

Auch in dem US-amerikanischen „Peterson`s Guide to Four Year Colleges“ kommt die SIU nicht allzu gut weg.

Allerdings ist die Vergleichbarkeit zwischen einer internationalen und einer rein amerikanischen Schule nicht gegeben. Wie dem auch sei, diese Wertungen sind dem Renommee eher abtraeglich und schrecken potentielle Arbeitgeber ab.

Jedoch: Nach Angaben von Tho-

mas Leibrecht, dem in der Hei-

delberger Verwaltung taetigen Sohn des Gruenders, bekommen 90% der Absolventen eine Arbeit. Den Ausschlag hierfuer duerfte allerdings die „Familie“ geben, denn die mittlerweile 16.000 „Alumni“ bleiben organisiert und in Kontakt. Zweimal im Jahr erscheint der „SIU Newsletter“, der Auskunft ueber den beruflichen Werdegang frueherer Studenten gibt. Von erfolgreichen Ehemaligen wird erwartet, dass sie nachfolgenden Jahrgaengen bei der Jobsuche behilflich sind.

In vielen Faellen geht alles noch einfacher, denn das Business wartet bereits daheim. So moechte Eric mit dem BA in der Tasche nach Nigeria zurueck, um dort den Betrieb seines Vaters auf Vordermann zu bringen.

Wie man so etwas macht, hat er bei Schiller gelernt - in Kursen wie „Small Business Management“, bei denen Studenten fuer die Dauer eines Semesters imaginaere Firmen auf dem Computerbildschirm verwalten. Dr. Nicolle Macho, Dozentin an der SIU-Heidelberg, haelt diesen Praxisbezug fuer die Staerke der Ausbildung. Darueberhinaus vermerkt sie, dass die in Deutschland vorherrschende Art der Wissensaneignung in „selektivem Pauken“ am Semesterende



bestehe, waehrend der SIU-Student durch strenge Absenzenregelungen und Mitarbeitsnoten gezwungen werde, am Ball zu bleiben. Michaela („Ich bin jemand, der den Druck braucht.“) ist froh, auf diese Weise vor einem Langzeitstudium bewahrt zu werden.

Auf das Niveau der einzelnen Kurse wirkt es sich aber nicht immer positiv aus, wenn jeder im gleichen Tempo mitgeschleppt werden soll. Dies wird deutlich, wenn Macho in der Einfuehrungsveranstaltung zu einem Kurs, der sich an Studenten im sechsten Semester richtet, ausfuehrlich Zitiertechniken erlaeutert und danach vor Rechtschreibfehlern in Seminararbeiten und Spicken in Klausuren warnt.

Astrid fuehlt sich angesichts solch detaillierter Anweisungen unterfordert: „Hier wird man ja wie ein rohes Ei behandelt.“ Sie moechte nach dem Erwerb des BA ins deutsche System wechseln. Enttaeuschend fand sie bei „Schiller“ weiterhin, dass ihr Auslandssemester auf dem Pariser Campus daran scheiterte, dass die dort angebotenen Kurse nicht an diejenigen anschlossen, die sie in Heidelberg belegt hatte. Das ist natuerlich nicht im Sinne des Erfinders, denn eigentlich sollte die Moeglichkeit zum „campus hopping“ einen weiteren Reiz des SIU-Studiums ausmachen.

Michaela hingegen hatte mehr Glueck und konnte waehrend eines halben Jahres in Madrid ihre Spanischkenntnisse entscheidend verbessern. Auch zurueck in Heidelberg genießt sie die „international experience“ mit Kommilitonen aus den verschiedensten Herkunftslaendern. - Schiller University: Tor zur Welt oder behuetete Gegenwelt, in der Wege vorgezeichnet werden, die man sich sonst selbst erschliessen muesste? Beides scheint der Fall zu sein.

(sm)

Endlich

Promotionsrecht fuer die Juedische Hochschule

Mehr als tausend Jahre dauerte es, bis dem Judentum in Deutschland ein, so sollte man meinen, buerokratisches Simplum zugestanden wurde, das fuer die christlichen Kirchen in diesem Land seit jeher eine Selbstverstaendlichkeit war: das Recht auf die formale staatliche Anerkennung hoeherer wissenschaftlicher Leistungen, kurz das Promotionsrecht. Am 12. Januar dieses Jahres war es soweit: Die Hochschule fuer Juedische Studien

in Heidelberg erhielt diese Befugnis, und seiner historischen Bedeutung gemaess wurde der Tag von mehreren Hundertschaften geladener Gaeste aus zahlreichen politischen und kulturellen Winkeln wort-(und geist-)reich gewuerdigt. „Glauben ist nur eine Haelfte, Wissenschaft die andere“, schrieb Ignaz Bubis, Vorsitzender des Zentralrates der Juden in Deutschland, in einem der Grussworte. Andere kamen von Professor Julius Carlebach, Rektor der Hochschule fuer Juedische Studien, von Marcel Reich-Ranicki als eigentlichem Festredner, sowie einer Handvoll der einschlaegig bekannten Kultus- und Innenminister. Die mutige Umkehrung des bekannten Novalis-Ausspruchs ist so etwas wie Programm fuer ein „Kleinod in der geistigen Welt Deutschlands und ganz Europas“, wie es in einem anderen Glueckwunschschreiben heisst. Und genau diese Gradwanderung zwischen zwei unvereinbar scheinenden Weltsichten bestimmt auch die nur selten verstummende Diskussion um die Hochschule, die mit 15 Jahren so alt ist wie die Einrichtung selbst. Kritik kommt vor allem aus den Reihen der Rabbiner um den Gruender Nathan P. Levinson, der beklagt, dass die Hochschule statt Rabbinern oder zumindest Lehrern nur ein Uebermass an Wissenschaftlern produziert. Ganz aus der Luft gegriffen mutet das nicht an, sind doch vier von fuenf an der Hochschule fuer Juedische Studien eingeschriebenen Studenten nicht juedischen Glaubens.

Doch liegt vielleicht gerade hierin die Chance dieser Einrichtung, die allein durch ihre Existenz einen oekumenischen und interkulturellen Dialog ermoeoglicht, der nicht vor den engen Horizonten der christlichen Religion und Kultur haltmacht. Dass Promotionsrecht und 15-Jahres-Feier den Anfang eines an Ge- und Nachdenktagen so reichen Jahres bildeten, ist ein gutes Zeichen. (gvg)

## Aufbruch '95

Der „Freie Zusammenschluss der StudentInnenschaften“ plant vom 14. bis 18. Juni einen Studierenden-Kongress in Muenchen. In Workshops und Seminaren werden Themen aus dem Bereich Soziales, Frauen, Hochschulpolitik, Oekologie, elektronische Medien u. v. m. diskutiert. Interessenten sollen sich (auch mit weiteren Themenvorschlaegen) an Schecki wenden: ZFB (06221/542456), am besten montags von 12.00 - 14.00 Uhr.

Fahrtkosten werden erstattet.

Meinung:

Markus Collalti: Eigenlob stinkt!

Campus-Report als Ersatz fuer kritischen Journalismus

Wir wollen, dass einer, der im

Auto sitzt, hoert, dass es die Uni Heidelberg gibt und dass die lustige Sachen macht.“ - So umschreibt Michael Schwarz, Pressesprecher der Universitaet Heidelberg, die ersten Gehversuche der Unis im privaten Hoerfunk. Seit einem Monat sind sie auf Sendung und arbeiten an einem sympathischen Selbstbildnis, das sie den Hoerern von Radio Regenbogen naeherbringen. Als „moderne, nach vorne schauende Hochschule“ lobte sich Mannheim; mit gelungenen Herztransplantationen bruestete sich Freiburg; anhand von Wasserturmbauspielen zeigte Karlsruhe, dass Studieren richtig Spass macht, und Heidelberg meldete, dass Prof. Manfred Schmidt mit dem Gottfried-Wilhelm-Leibnitz-Preis ausgezeichnet wurde. Wenngleich der allwoechentliche „Campus-Report“ noch in der Versuchsphase steckt, wie man betont, zeichnet sich bereits ein durchgaengiges Konzept ab. Nach Herzenslust koennen sich die badischen Unis endlich dort selbst loben, wo dies unabhængige Journalisten nicht taten. Horst Krautkraemer, Leiter der SDR-Wissenschaftsredaktion, nennt diese neue Form der Oeffentlichkeitsarbeit „Staatsfunk durch die Hintertuer.“ Auf gleiche Weise koennten auch andere staatliche Einrichtungen den unabhængigen Journalismus aushebeln. Die Landesanstalt fuer Kommunikation hatte, als sie dem Campus-Radio-Projekt 100.000 DM Unterstuetzung zubilligte, jedoch anderes im Sinn. Im Bewilligungsschreiben formulierte sie drei Absichten: „Das Meinungsspektrum von Radio Regenbogen soll verbreitert werden“, den Universitaeten soll „der Aufbau einer eigenen Infrastruktur im Radio“ ermoeoglicht werden und - man hoere und staune - „die Artikulationsmoeglichkeit universitaerer Gruppen soll erhoehrt werden.“ In einem halben Jahr, liess die Landesanstalt fuer Kommunikation wissen, will man sehen, ob die Unis den Erwartungen gerecht wurden. Viel Arbeit ist also noch zu tun fuer Marion Theis, die fuer Radio Regenbogen arbeitet und nun einmal in der Woche fuer die Uni Heidelberg taetig ist. Nach eigenen Angaben sucht sie sich ihre Themen selbst und verfasst auch die Beitraege in

eigener Regie. Vor der Sendung holt sie die Zustimmung von der Pressestelle der Uni ein. Schliesst das aber die „Artikulationsmoeglichkeit universitaerer Gruppen“ von vornherein aus? Und ist die „Erweiterung des Meinungsspektrums von Radio Regenbogen“ nicht dadurch ad absurdum gefuehrt, dass die Beitraege von einer hauseigenen Redakteurin gemacht werden?

Durch eine Pressemitteilung liess die Uni wissen, dass sie „studentischen Vorschlaegen gespraechsbereit gegeneubersteht“. Doch als Faktum bleibt bestehen, dass im derzeitigen Campus-Radio fuer universitaere Gruppen keine vernuenftige Moeglichkeit zur Mitarbeit besteht. Alles, was an Mitarbeit fuer uns bliebe, waere, Marion Theis anzurufen, und ihr Vorschlaege zu machen. Aber - scharf nachgedacht - hatten wir solche Moeglichkeiten zur Artikulation nicht ohne Campus-Radio auch? (M. Collalti)

Gibt es ein Leben nach dem Examen? Diese Frage stellen sich Studierende, besonders kurz vor ihrem Abschluss, immer oefter. Doch seit dem 1. September letzten Jahres laesst die Universitaet Heidelberg sie damit nicht mehr allein. Hans-Joachim Boehler heisst der erste deutsche Hochschulbeauftragte, den das Arbeitsamt zur Beratung von angehenden Akademikern an die Uni geschickt hat. Dieses im ganzen Bundesgebiet einzige Projekt laeuft z. Z. noch als Versuchsmodell. Zwar unterhielt das Arbeitsamt schon frueher sogenannte Fachvermittlungsdienste, aber der Sitz in Karlsruhe, zu dem auch Heidelberg gehoerte, wurde aufgeloeset und statt dessen ein Hochschulbeauftragter eingerichtet. Seine Aufgabe ist es nun, Studierenden den besten Weg durch den Dschungel der Arbeitsmarktes zu zeigen. Dies tut Boehler einerseits durch persoenliche Beratungsgespraechen, andererseits durch Bewerbungstrainings; daneben laedt er Personen aus der Praxis ein, die sich fuer Vortraege zur Verfuegung stellen. Jeden Mittwoch- und Freitag kann man ihn von 8.30 bis 12.00 in der Zentralen Studentenberatung (ZSB) im Carolinum fuer ein kurzes Gespraech aufsuchen. Eine ausfuehrlichere Beratung ist nach Terminabsprache moeglich (Tel.: 524-203); uebrigens auch in den Ferien. Die Besucherzahlen an den Beratungstagen sind sehr unterschiedlich. „Eigentlich dachte ich, dass das Angebot intensiver genutzt wird,“ meint Boehler ein wenig enttaeuscht. Die auf 20 Teilnehmer begrenzten zweitaegigen

Bewerbungstrainings, bei denen Strategien zur Berufswegplanung besprochen und anhand von Fallbeispielen Bewerbung und Vorstellung geübt werden, sind dagegen stets ausgebucht. Themenbezogene Veranstaltungen finden in lockerer Reihenfolge statt, die letzte in diesem Semester wird am 14.2. über Einstellungskriterien informieren. Neben fachübergreifenden organisiert Boehler auch fachspezifische Beratungsveranstaltungen: die nächsten für Mediziner und Biologen.

„Einsler-Kandidaten laufen heute genug rum“, meint Boehler. Wer also Karriere machen will, sollte neben guten Fach- und Zusatzqualifikationen wie Praktika und Auslandsaufenthalten auch sonst gut vorbereitet. Übung macht ja bekanntlich den Meister. (gz)

## Philosophie live: Besser als jede Talkshow

Der Saal ist voll. An der Stirnseite steht ein Monitor, auf dessen Schirm das Gesicht eines alten Mannes zu sehen ist. Dicht gedrängt stehen Menschen vor dem Bildschirm, er liefert Bilder aus dem angrenzenden, ebenfalls überfüllten Raum; dort spricht Hans-Georg Gadamer:

Wenn die Menschen nicht lernen, mit den modernen Medien umzugehen, und wieder zur Basis menschlicher Kommunikation zurückzufinden, nämlich dem Zwiegespräch, wird das alles böse enden. Oder so. Denn so wie Gadamer kann das kaum einer sagen. Der Mann ist kürzlich so alt wie das Jahrhundert geworden. 95 Jahre Gadamer, und die Weisheit strahlt über den Tisch, an dem er sitzt. Von dort erreicht Gadamer vielleicht zwanzig Stuhlreihen mit je zehn Leuten. Vor dem Monitor nebenan drängeln sogar noch mehr Menschen. Die meisten müssen stehen, sogar auf Heizkörpern und Fensterbänken. Wer zu spät kommt, stößt vor eine Mauer aus Menschen. Gegenstand des Vortrages sind zwar nicht die Medien, aber weil der Philosoph Gadamer zu allem druckreife Sätze mitzuteilen hat, geraten seine rar gewordenen Auftritte zu philosophischen Rundumschlägen - gewaltlos. Alles ist bedeutsam, nie sagt er „oeh“, und die Menschen im Saal und vor dem Bildschirm lauschen, machen Notizen, schmunzeln. Ja, Fernsehen mache ja gar nicht dumm, es komme halt nur darauf an, welche Programme man auswähle... „Prost“, beendet er seinen Vortrag und greift nach dem Weinglas -

seinem einzigen Zubehoer. Kein Manuskript hat er mitgebracht, nur ein Mikrofon hat ihm jemand gegeben. Als der Applaus abebbt, stroemen die Autogrammanwaerter nach vorne. Bereitwillig signiert Gadamer mit feiner Schrift Buecher und Eintrittskarten. Ein freundliches Laecheln hat er auf dem Gesicht. Vor seinem Tisch draengeln sich noch die Menschen, als der Monitor nebenan schon laengst ausgeknipst ist. (alf)

## Good Food im Feld Erschwingliche Biokost ab dem Sommersemester

Wer hat es nicht satt - das

schruppelige Obst von Penny, das lasche Gemuese von Aldi, die saure Milch von Nanz und die saftigen Preise der Bio-Laeden und Reform-Haeuser? Eine Gruppe von rund dreissig Studierenden will diesem Missstand Abhilfe leisten. Seit zwei Jahren existiert bereits die Idee, eine „Food Coop“ fuer Studierende zu gruenden. In den meisten Gross- und Universitaetsstaedten gibt es sie schon: Kooperativen, die Lebensmittel umweltbewusst direkt bei Bauern der Region erwerben, um sie dann ohne Eigengewinn an Gleichgesinnte weiterzuverkaufen. So werden Zwischenhaendler umgangen und die Preise niedrig gehalten. Ausserdem „weiss man, was man hat“: Durch den Kontakt mit den Bauern ist man im Bilde, ob die Lebensmittel oekologisch-biologisch oder mit der Giftspritze gewonnen werden.

Ab dem kommenden Sommersemester will die „Food Coop“ der Heidelberger Studierenden, unterstuetzt von der Fachschaftskonferenz und dem Asta, mit dem Verkauf von Lebensmitteln aus oekologischem Anbau der Region beginnen. Die groesste Huerde ist bereits genommen: Die Universitaetsverwaltung hat den Platz unter dem Dach zwischen Mensa und Theoretikum im Neuenheimer Feld als Verkaufsort freigegeben. Momentan wird nach einem guenstigen Bauwagen als Verkaufs- und Stauraum gesucht.

Doch das Ganze kann nur funktionieren, wenn der Name „Kooperative“ ernstgenommen wird. Wer in Zukunft guenstig vollwertige Lebensmittel „im Feld“ kaufen will, muss auch einen Beitrag dazu leisten. Die Food-Coop-Gruppe freut sich ueber alle, die schon jetzt Lust haben, bei der Organisation dabeizusein. Naehere Informationen bei Heinz Wittmer, Tel: HD 29439 (asb)

Das pays d'amour mit der Seele suchen - aus seinem

Erzaehlwerk „Baguette & Bananen“ liest Oliver Topueth am 15.2., 20 Uhr in der Buchhandlung Ziehank. Mit dem Ziel, zu erzaehlen statt zu konstruieren, schildert der Autor, wie er Paris erlebte.

In der Pause werden Sekt & Selters sowie frischbelegte Baguettes gereicht; Kartenvorverkauf bei Ziehank und Grimm. (sm)

Wenn die Sonne keine Farbe hat  
Leben und Studieren mit dem weissen Stock

Fuer viele ist es ein Alptraum, fuer einige Heidelberger ist es harte Realitaet.

ruprecht wollte wissen: wie lebt, wie studiert es sich in einer Welt, die man nicht sieht?

Wenn Sabine gefragt wird, was

sich vor ihren Augen abspielt,

kann sie das nur schwer beschreiben: „Viele Leute denken, wir sehen einfach alles schwarz. Aber es ist nicht schwarz, auch nicht grau, es ist einfach nur gar nichts.“

Sabine ist blind, wegen eines Arztfehlers. Zu frueh geboren, kam sie nach der Geburt direkt in den Brutkasten - in den sechziger Jahren eine neue und unausgereifte Methode. „Sie haben mir zuviel Sauerstoff gegeben, das hat die Augen zerstoert.“

Sabine sitzt fast ohne sich zu bewegen, waehrend sie erzaehlt. Ihre Haende liegen stumm auf den Knien, auch ihre Mimik ist sparsam. Koerpersprache ist nicht die Sprache der Blinden.

Seit vier Jahren studiert Sabine in Heidelberg Anglistik und Germanistik. Ein literaturintensives Studium - fuer Sabine bedeutet das einen enormen organisatorischen Aufwand. Ihre Seminare sucht sie sich nicht nach persoenlichem Interesse aus, sondern danach, fuer welche wenigstens einige Buecher in der Blindenschrift Braille vorhanden sind. „Goethe statt Arno Schmidt, das kann schon frustierend sein.“

Sekundaerliteratur gibt es kaum in Punktschrift. Sabine laesst sich die meisten Texte von einem Blindendienst auf Kasette lesen, wenn es einmal schnell gehen muss, auch von Kommilitonen.

Doch das Lernen uebers Hoeren ist muehsam. „Ich drifte oft mit meinen Gedanken ab, manchmal schlafe ich sogar ein dabei. Punktschrift ist besser, aber auch wesentlich teurer.“ Bis die Texte vom Lesedienst zurueckkommen, vergehen oft

mehrere Wochen. Eine Hausarbeit zu schreiben, bedarf einer sorgfaeltigen Vorausplanung ueber mehrere Monate; bei der Literaturrecherche ist sie von Kommilitonen abhaengig, Referatsthemen laesst sie sich schon zu Beginn der Semesterferien fuers folgende Semester geben. Spontaneitaet im Studium gibt es fuer Sabine nicht.

Martina, Studentin am Institut fuer Uebersetzen und Dolmetschen, hat es da wesentlich leichter. Die Hilfsgeraete auf ihrem Schreibtisch sind neuer, der Fortschritt der Technik in den letzten Jahren war rasant. Mit einem Scanner, der alle Standarddruckschriften erkennt, kann sie sich Buecher und Kopien in den Computer einlesen. Der Rechner wandelt die Texte dann in Punkt-Schrift um, und auf einer „Braillezeile“ erscheinen Plastikpunkte aus kleinen Loechern. Mit erstaunlicher Geschwindigkeit faehrt Martina mit ihren Fingern ueber die Zeichen. Jahrelanges Training ist dafuer noetig. Wer erst als Erwachsener erblindet, schafft es meist nicht mehr, das Fingerlesen gut zu beherrschen.

Im Prinzip stehen Martina mit ihrer Anlage alle Buecher zur Verfuegung. Doch die Technik hat auch ihre Tuecken. „Um ein Buch von 300 Seiten einzuscannen, brauche ich oft einen ganzen Tag. Und da ich nicht mit einem Blick kontrollieren kann, ob der Scanner alles erkannt hat, merke ich erst spaeter beim Lesen, wenn 'mal wieder ein Grossteil des Textes nichts geworden ist.“ Wert der gesamten Anlage: 70.000 DM, gezahlt vom Sozialamt. Beantragt hat Martina die Hilfsmittel gleich zu Beginn ihres Studiums, die komplette Anlage bekam sie im 3. Semester. „Zwischendurch haette ich am liebsten alles hingeschmissen.“ Wer blind ist, braucht Geduld.

Martina lebt allein in einem kleinen Einzimmer-Appartement in der Altstadt. Wohngemeinschaften hat sie satt. Mit 16 kam sie auf ein Internat fuer Blinde in Marburg, die Schueler wohnten in WGs ueber die Stadt verteilt. Die Marburger Schule ist bekannt dafuer, ihre Schueler zu grosser Selbstaendigkeit zu erziehen. Und tatsaechlich: Muehelos bewegt sich Martina mit ihrem Stock in der vollen Hauptstrasse, biegt genau zum richtigen Zeitpunkt in eine kleine Gasse ein. „Wo die Strassen abgehen, hoere ich am Klang der Schritte, ueberhaupt an den Geraeuschen in der Strasse.“ Sogar geparkte Autos kann sie spueren. Und verschiedene Bodenbelaege, Kopfsteinpflaster etwa oder Fliesen, geben weitere Informationen. Nur selten verliert sie die Orientierung, verfehlt ein Geschaeft, in das sie will. Wenn Martina Leute anspricht, sie um Hilfe bittet, bekommt sie die unterschiedlichsten Reaktionen. „Einige sind total unsicher.



Manche tun sogar so, als seien sie gar nicht da und machen sich schnell aus dem Staub. Sie glauben, ich merke das nicht.“ Doch die positiven Erfahrungen überwiegen. „Die meisten sind erstaunlich hilfsbereit.“ Im Supermarkt kennen die Verkäuferin Martina und helfen ihr beim Ausschauen der Lebensmittel. Kleidung kauft sie am liebsten mit ihrer Mutter oder mit Freundinnen. Sich auf den Geschmack der Verkäuferin zu verlassen ist riskant: Im letzten Schlussverkauf ist sie allein für einen blinden Freund einen Sakko und eine Hose kaufen gegangen. Die Reaktion der Freunde war eindeutig, die Kleider hat er nie getragen. Wie stellt sich eine Blinde die Gegenstände vor, wie sieht die Welt für sie aus? Eine häufig gestellte, eine kaum zu beantwortende Frage. Martina hat bis zu ihrem sechsten Lebensjahr gesehen. „Schlecht, aber mit einer starken Brille konnte ich sogar noch Bilder malen.“ Nach einer Operation sah sie kurze Zeit etwas besser, eine zweite misslang. Seitdem sieht sie nichts mehr. „Manche Dinge kann ich mir vorstellen, andere nicht, das kommt ganz auf die Situation an. An Farben kann ich mich immer schlechter erinnern. Wenn mir jemand etwas beschreibt, und dazu sagt, welche Farbe es hat, dann sind auch Farben in meinem Kopf, sonst nicht. Ich glaube, oft überlege ich mir gar nicht mehr, wie die Dinge aussehen.“ Wie ihre Freunde aussehen, das interessiert sie. Wenn sie einen Menschen kennenlernt, lässt sie sich oft von Freunden dessen Aussehen beschreiben. Erstaunlich oft liegt sie richtig mit ihren Vorstellungen. „Wenn ich mich zum Beispiel bei jemandem einhake, um mich führen zu lassen, bekomme ich viel mit von einem Menschen. Einige Blinde tasten auch die Gesichter ab, aber das kann ich nicht leiden.“ Im Moment hat Martina keinen Freund. „Aber wenn ich einen habe, dann ist mir schon wichtig, dass er gut aussieht. Viele denken, dass das uns Blinden egal ist.“ Kontakt mit dem anderen Geschlecht aufzunehmen, kann zuweilen schwierig sein: der Blickkontakt, über den so vieles läuft, fällt weg. „Dass ich nicht so gut flirten kann, finde ich schon sehr schade.“

Wenn die Zeit es ihr erlaubt, unternimmt Martina mit Freunden ausgedehnte Radtouren. Im letzten Sommer hat sie sich ein Tandem gekauft, ein Rennradmodell. „Es war suendhaft teuer, aber ich habe mir gedacht: Wenn Du Dir einmal ein Fahrrad kaufst, dann soll es auch ein richtig tolles sein.“ Und wenn diejenige, die vorne auf dem Tandem sitzt und lenkt, mutig ist, erreichen sie gemeinsam 40 Stundenkilometer und mehr. Angst hat Martina keine: „Ich bin es gewohnt, mich auf andere zu verlassen.“

Angst hat sie am ehesten vor ihrer beruflichen Zukunft. Zwar haben grosse Firmen die Pflicht, eine gewisse Anzahl von Behinderten einzustellen, doch die meisten kaufen sich von dieser Verpflichtung frei. „Eine grosse Portion Glueck und Beziehungen brauchen wir schon“, meint auch Sabine, „und natuerlich muessen wir besser sein als alle anderen.“

Mindestens einmal im Semester kommt die grosse Krise, die Lust, alles hinzuschmeissen. Eine kleine Sicherheit bietet beiden das monatliches Blindengeld, dass lebenslang allen stark Sehbehinderten gezahlt wird, in Baden-Wuerttemberg sind es zur Zeit etwa 1000 Mark. „Das ist schon eine grosse Beruhigung“, meint Martina.

Mit ihrem Schicksal hadert sie nicht. Als sie blind wurde, habe sie gar nicht recht begriffen, was das bedeutet, und nun sei es eben so. Auch wenn ihre Blindheit vererbbar waere, haette sie keine Bedenken, auch blinde Kinder in die Welt zu setzen: „Ich habe ein sehr schoenes Leben. Warum sollten das meine Kinder nicht auch haben?“ (mp)

„Mir ging's beschissen“

Seit 5 Monaten im Gemeinderat: Jutta Goettert lernt, sich durchzubeissen

Zuegig wandern ihre Augen ueber  
die bedruckten Seiten. Mehrere

Stapel anderer Akten liegen verteilt auf dem Tisch.

Eine aeltere Gemeinderaetin kommt und bespricht sich mit ihr. Die Aeltere steht und blickt auf die sitzende junge Raetin herab. Um die beiden baut sich der altehrwuerdige Sitzungssaal des Heidelberger Gemeinederates auf - dunkles verschnoerkeltes Holz und bleigefasste farbige Fenster. Das Gespraech ist beendet, die Sitzung beginnt. Sie blaettert weiter in den Akten und loeffelt nebenbei einen Joghurt in sich hinein - die junge Raetin ist Jutta Goettert, geordnetes Haar und leicht ausgefranste Jeans, die Vertreterin der Studi-Liste und mit 23 Jahren Juengste im Gemeinderat.

Zu einem friedlichen Joghurtgenuss kommt es aber nicht, denn Dorothea Paschen von der GAL dreht sich zu ihr um und wirft ihr wuetende Worte an den Kopf. Jutta reagiert mit Betroffenheit und Verstaendnislosigkeit. Die Kommunalpolitik verlangt ihren Tribut und nimmt dabei wenig Ruecksicht auf Neulinge.

Die Erwartungen, die an sie und die Studi-Liste nach den Wahlen im Juni gestellt wurden, waren gross: Als dritte

Studierenden-Liste ueberhaupt in einem deutschen Stadtrat sollten sie studentische Interessen wie den Ausbau des Radwegenetzes, die Foerderung des Oeffentlichen Nahverkehrs, und eine engagierte Frauen- und Umweltpolitik vertreten. Die Studi-Liste musste und muss ihren studentischen Waehlern und auch der Fachschafiskonferenz - die sie materiell oder doch zumindest mit Infrastruktur unterstuezt hat - erst beweisen, dass man solch eine eigene Liste ueberhaupt benoetigt.

Jutta selbst muss zudem dafuer sorgen, dass die drei anderen verbliebenen Aktiven der Studi-Liste, - Christian Weiss, Felix Berschin und Olaf Hoelzer - sich gut genug in die Arbeit eingebunden fuehlen. Schliesslich hatte sie den Platz 1 und damit den Ratssitz ziemlich spaet und ueberraschend gegen den bekannteren und erfahreneren Christian Weiss bekommen - den Makel der unerfahrenen Quotenfrau musste sie erst loswerden. Jetzt erhaelt Christian, der sich vor allem mit dem Kulturbahnhof und Verkehrspolitik beschaeftigt, aus den Aufwandsentschaedigungen von Jutta einen Anteil. Felix Berschin ist Nahverkehrsspezialist (und nebenbei F.D.P.-Mitglied), Olaf Hoelzer sitzt im Bezirksbeirat von Neuenheim und beschaeftigt sich ebenfalls mit Verkehrspolitik.

Doch obwohl die Verbindung zur Fachschafiskonferenz noch stark ist - Christian Weiss und Olaf Hoelzer sind dort Kommunalreferenten, die Studiliste hat zudem feste Sprechstunden und Buerodienst in den Raeumen der FSK - musste die Gruppe natuerlich aus dem Unibereich herausgetreten. Jetzt sitzt die Studi-Liste im Gemeinderat neben den etablierten Altparteien und soll dort ihre Ziele in konkrete Politik umsetzen. Aber wer nimmt schon eine „Goere“ von Anfang zwanzig ernst? Hoechstens jene, die selbst erst um die dreissig sind. Die anderen laecheln erst einmal - quer durch die Fraktionen.

Zudem kann man als Einzelne wie Jutta schon rein organisatorisch nicht viel ausrichten. Deshalb war die erste Tat der Aufbau einer „Zaehlgemeinschaft“ mit Dr. Annette Trabold, der einzigen Gemeinderaetin der FDP, und Dr. Arnulf Lorentz, dem einzigen Vertreter der Liberalen Demokraten (LD). Beide sind schon seit mindestens einer Legislaturperiode im Rat. Die Zaehlgemeinschaft dient dazu, den Fraktionsstatus zu erlangen und damit an Sitze in Ausschuessen und Aufsichtsraeten zu kommen. „Die Zaehlgemeinschaft ist eine Notgemeinschaft“, charakterisiert Trabold die Zusammenarbeit, „die vor allem der Arbeitsentlastung dient“

Enge politische Bande knuepf-

ten die Studierenden bisher zur

GAL - was nicht verwundert, gab es doch noch vor der Gruendung der Liste Verhandlungen mit den Gruenen, die Studi-Liste in die GAL-Fraktion zu integrieren. Jutta ist heute noch regelmassiger Gast bei den Fraktionssitzungen der GAL, wie uebrigens Arnulf Lorentz auch.

Doch die politische Symbiose ist seit der Abstimmung ueber den

Haushalt gestoert. Jutta, die die zentralen Forderungen ihrer Liste - Radnetz, Parkraumbewirtschaftung,

Abwassergebuehren - erfuellt sah, stimmte fuer die Vorlage, zusammen mit fast dem gesamten Rest des Stadtrates, aber gegen die GAL. GAL-Raetin Paschen: „Wir waren aeusserst ueberrascht.“ Die Gruenen warfen Jutta „Kaeuflichkeit“ vor. Man sah in Juttas Verhalten „fehlendes politisches Gespueer“.

Von Seiten ihrer Arbeitsgemeinschaft will man ihre Eigenstaendigkeit aber unterstuetzen. Trabold fuegt hinzu „viele Seiten zerren an Jutta“.

Genau das ist ihr Problem: Noch neu und hilfsbeduerftig - „manchmal verliere ich den Ueberblick“, so Jutta - sucht sie nach Stuetzen. Von ihrer Zaehlgemeinschaft kann sie nur moralische, seltener aber politische Unterstuetzung erwarten. Fuer die muss sie zur GAL. Dort aber darf sie nicht vergessen, dass sie keine Gruenen-Gemeinderaetin ist. „Es geht uns nicht um Vereinhaltung, sondern um eine effektive Zusammenarbeit“, beruhigt Paschen. An der muss die als machtbewusst bekannte GAL Interesse haben. Denn „obwohl ein Sitz fuer uns verloren ging“, fuehrt Paschen aus, „war die Gruendung der Studi-Liste richtig, da mehr junge Leute angesprochen wurden.“ Aber diese zusaetzlichen Stimmen wollen die Gruenen natuerlich an sich binden. Fuer eine „effektive“ Zusammenarbeit muesse man, so hoert man bei der GAL, eben im Vorfeld wissen, wie der/die andere abstimmt. Wenn die Gruenen das aber verlangen, setzen sie sich dem Verdacht aus, sie wollten Einfluss auf Jutta nehmen. Eine Raetin, die ihre Eigenstaendigkeit bewahren will, muss sich dem verweigern.

Eigenstaendigkeit fuehrt leicht in die Isolation. Jutta ist nicht die Politprofessionelle, die ungeachtet der Personen, mit denen sie zu tun hat, ihre Ziele verfolgt. Eine sachliche Auseinandersetzung hat fuer Jutta immer auch eine persoenliche Komponente. So wird aus einem politischen Konflikt ein zwischenmenschlicher. Dann druecken die sonst strahlenden Augen Betroffenheit und Hilflosigkeit aus.

Trotz dieser (Anfangs-)Schwierigkeiten: Jutta bewegt sich selbstbewusst zwischen den Tischen des „Grossen Saals“. In vielem hat sie Routine erlangt: Sie applaudiert, liest und isst gleichzeitig; und truege sie eine Lesebrille, kaeme sie dem klassischen Ideal der Gemeinderactin sehr nahe. Ihr Engagement und die schnelle Einarbeitung in die komplexen Probleme der Kommunalpolitik haben ihr zu Anerkennung verholfen.

Wer von der Studi-Listen-Ractin die ausschliessliche Verfolgung ihrer Gruppen-Interessen verlangt, wird den Eigenheiten der Kommunalpolitik nicht gerecht. Denn „erfolgreiche Kommunalpolitik“, vor allem bei den derzeit wechselnden Mehrheitsverhaeltnisse im Rat, „aeussert sich in erfolgreicher Kompromisspolitik“, so Werner Pfisterer von der CDU.

Und das heisst fuer Jutta, sich am politischen Schachspiel der Fraktionen zu beteiligen, um in den wechselnden Mehrheiten ihre Ziele durchzusetzen. (hb, hn)

## Verschobene Fronten

### Neue Konstellationen bei Haushaltsdebatte

„Kaufen habt Ihr Euch lassen!“ Im Gemeinderat haengt der Haussegen schief. Gruendlich. Ursache: der am 15. Dezember verabschiedete Haushalt '95, den CDU und SPD mittrugen, die GAL indes zusammen mit CDU-Rechtsaussen Karl Weber und dem Republikaner ablehnte. Die ansonsten GAL-nahe Studi-Listen-Vertreeterin Jutta Goettert hingegen stimmte fuer den Haushalt.

OB Beate Weber hatte Ende November den SPD-Plan vorgelegt, der eine „globale Minderausgabe“ von DM 3,3 Mio. vorsah, die ueber das Jahr verteilt teils bei der Gebaeudesanierung (2,8 Mio.), teils beim Personal (0,5 Mio.) eingespart werden sollten. CDU und GAL lehnten dies gemeinsam ab und brachten waehrend der folgenden Verhandlungen ueberraschend aehnliche Aenderungslaene ein - wengleich mit Unterschieden im Detail: Wesentlich schaerfere Einsparungen beim Personal und den staedtischen Gesellschaften sowie eine Umverteilung der Minderausgabe auf andere Haushaltsbereiche. Ein Konsens scheitere jedoch an GAL- Plaenen, die vorsahen, DM 20 Mio. in Abfallentsorgung und Energiesparen zu investieren und die staedtischen Sozialzuschuesse teils einzufrieren, teils um 5%

zu erhoehen - gerade sie wollte die CDU strikt einschraenken. In ihrer verzweifelten Mehrheitssuche akzeptierte die SPD die im schwarz-gruenen Konsens gemachten Vorschlaege sowie die Energiesparvorschlaege der GAL, deren Zuschusspolitik sie jedoch ablehnte. Just jetzt sah die Union ihre Chance, das linke Lager zu spalten: Mit ihrem Einschwenken auf den Kompromiss brachte sie die GAL prompt ins Rotieren, die eine positive und oeffentliche Kooperation mit der CDU in wichtigeren Angelegenheiten gegenueber ihrer Basis kaum vertreten kann. Sie suchte Rettung in immer neuen Antraegen, so z.B. dem, soziale Haertefaelle beim Stellenstreichkonzert zu vermeiden - laut SPD-Fraktionschef Binding ein Schaufensterantrag, da dies bereits vor zwei Jahren beschlossen wurde. Veraergert warf er der GAL am 10./11. Dezember in der RNZ vor, ausser Stellenabbau keine Sparvorschlaege eingebracht zu haben, weswegen er nun den Konsens mit der Union suche. Das reichte den Gruenen - sie warfen Binding vor, sie fuer seine Niederlage bei der Bundestagswahl verantwortlich zu machen und beschlossen kurz vor Ultimo, den Plan nicht mitzutragen...

Die Lage seit der Entscheidung: Die SPD verdaut Kroeten, die CDU reibt sich die Haende und die GAL ist auf alle sauer. In dieses taktisch-beleidigte Schlachtgetuemmel hatte nun Jutta Goettert u.a. einen Antrag auf Investition von DM 1 Mio. fuer den Ausbau des Radwegnetzes eingeschleust, der sowohl von der GAL, als auch von CDU und SPD akzeptiert wurde, weswegen Jutta auch am 15. 12. fuer den Haushalt votierte.

Christoph Nestor (GAL) betont,  
ihr dies nicht zu veruebeln: Sie  
muesse erst noch lernen, dass im harten  
parlamentarischen Alltag eine verabschiedete Million noch  
lange keine ausgegebene ist. Dennoch schaezte er ihre  
engagierte Arbeit. So will er denn auch die Realisierung ihrer  
Antraege unterstuetzen. Zu dieser vaeterlichen Einstellung  
gibt es innerhalb der Gruenen jedoch eine Alternative: Caja  
Timm schleuderte Jutta den Vorwurf „Ihr habt Euch kaufen  
lassen!“ entgegen. Waehrend Jutta sich weiter einarbeitet,  
muessen Sozialdemokraten und Gruene jetzt erst einmal  
wieder die Gemueter beruhigen... (kirk)

Heidelberger Profile:

Witzisch

Ein Gespraech mit dem Schriftsteller Thomas C. Breuer

Was hat der eigentlich gegen

uns? - Na ja, so richtig hat er

eigentlich nichts gegen Studenten. Aber immerhin ist folgendes seiner spitzen, boesen Feder entwichen: „Der Professor sagt: Diesen Satz brauchen Sie nicht mitzuschreiben! Die Studenten schreiben: Diesen Satz brauchen wir nicht mitzuschreiben!“

Doch verzeihen wir es ihm erst einmal und kommen auf die Person hinter der Aussage zu sprechen. Thomas C. Breuer, Jahrgang 52, lebt in Heidelberg und ist Schriftsteller. Ob seine Buecher die Besitzer von VW-Kaefern in den USA portraetieren oder die Vorlieben unseres deutschen Volkes kritisch betrachtet, eins ist ihnen allen zueigen: eine sprachliche Spitzfindigkeit, mit der er seine Themen anpiekst, um sie dann ganz dezent zu haeuten und deren oftmals komischen Kern in aller Bloesse zu praesentieren.

Und so wollte er wohl auch den Studenten ihren Teil abgeben. Schwupp, gedacht, geschrieben, gesagt. Ja, auch gesagt, denn Thomas C. Breuer reduziert die Veroeffentlichungen seiner Wortjonglagen und Bissigkeiten nicht nur auf die Druckform, sondern zieht dann damit durch die Lande und haelt Lesungen. Seinen Horizont versucht der frisch Verheiratete und juengst Vater Gewordene dabei moeglichst wenig zu beschraenken, doch Hannover ist bei seinen Auftritten die Nordgrenze, und mit dem bajuwarischen Humor kommt er schon einmal gar nicht zurecht. „Bayern existiert fuer mich faktisch nicht“, gibt er daher auch offen zu. „Die wollen eigentlich immer nur Kunst haben, die sich mit Bayern selbst, der katholischen Kirche und Sexualitaet beschaefigt.“ Nicht unbedingt sein Feld, und so laesst er sie halt in ihren Lederhosen stehen.

Und da Thomas C. Breuer Hotels und Autobahnen eh nicht abhaben kann, schickt er seine Gedanken ueber den Aether zum Publikum. Als bekennender „Radio-Freak“ kann er mit dem Medium Fernsehen wenig anfangen und versucht es ebenso zu meiden wie private Funkstationen im Allgemeinen.

„Nicht zuletzt wegen den privaten Radio- und Fernsehsendern haben die Leute das Gespuer verloren, was man aus dem taeglichen Gequatsche an Interessantem herausfiltern kann“, kritisiert der gelernte Buchhaendler (nie studiert!!). Daher bestimmt sich aus sein langfristiges Ziel: die Leute dazu bringen, wieder besser zuhoeren zu koennen. Sein Mittel dazu: „Unterhaltung auf moeglichst hohem

qualitativen Niveau“. Dass man die Leute zwar nur wenig erreicht und dabei eh nichts veraendern kann, sagt Thomas C. Breuer ohne bedeutungsschwanger ins Sinnieren zu geraten, geschweige denn zu resignieren. „Wenigstens unterhaelt man die Leute!“ - und das genuegt ihm, ist ja auch schwer genug. Konkrete Umsetzungen momentan: CD-Produktion mit Best-Of-Auswahl, autobiographisch angehauchter Roman ueber seine gesamte pfaelzische Jugend, Buch mit Satiren und Glossen ueber Heidelberg.

In diese Stadt zog er vor 15 Jahren uebrigens aus rein verkehrsstrategischen Gruenden. Auf der Suche nach einer guten Verkehrsanbindung kamen fuer ihn Heidelberg oder Mainz in Frage, und „nach einem Tag Mainz war es mir klar..“. Dass er es bisher hier ausgehalten hat, verdankt er den Touristen: „Ohne die waere das wohl eine reine Studentenstadt, und dann...“ Womit wir wieder bei seiner studentophoben Seite waeren und den Kreis geschlossen haetten. (uwo)

Beim Sex nichts Neues

Eugen Ruges „Mir nichts, Dir nichts“ im Stadttheater

Um ihren Mann Paul zum Sex zu animieren, ist Franziska jedes

Mittel recht: „Soll ich mir einen Besenstiel in den Hintern stecken und „Kikeriki“ schreien?“

Nachdem auch dieses Angebot nicht von Erfolg gekroent und das uebliche Mass ehelicher Standardbeleidigungen ausgetauscht ist, einigen sich die beiden schliesslich auf einen modus vivendi, den sie im uebrigen schon seit vier Wochen befolgen: „Dann lassen wir's eben.“

Da sind sie aber nicht die einzigen. In Eugen Ruges Stueck „Mir nichts, Dir nichts“, das derzeit am Heidelberger Stadttheater aufgefuehrt wird, versuchen zwei Menschen unterschiedlichen Geschlechts insgesamt zehn Mal, Sex zu haben, davon zehn Mal ohne Erfolg.

Ein Evergreen, aus dem sich manch lustiger Dialog und das ein oder andere Erbauliche zum Thema Geschlechterkampf holen liesse. Sollte man denken. Leider jedoch belaesst es Eugen Ruge bei platten Gag Hunts und oberflaechlich berechneten Effekten.

Schon die Wahl der dargestellten Charaktere laesst keinen Stereotyp, kein Klischee aus. Wie aus einem Dutzend soap operas entsprungen, bevoelkern sie die Buehne: Franziska



und Paul, das sexuell frustrierte Jungehepaar, der trottelig-schuechterne Altrock, die auslaendische Hure plus Freier mit allzu perversen Extrawuenschen, die intellektuell angehauchte schoene Studentin, die es vor lauter feministischem Gefasel nicht schafft, mit ihrem Verehrer ins Bett zu kommen, der Millionaer, der mit einem jungen Haeschen Alter und Bauch vergessen will, seine geschiedene Gattin, die Aehnliches mit einem jungen Springinsfeld versucht.

Die einzelnen Szenen des Stuecks

sind so ineinander verwoben,

dass immer eine Figur einer Szene auch in der

folgenden zu sehen ist. So sucht etwa Franziska, nachdem sie bei Paul abgeblitzt ist, in der zweiten Szene Zuspruch und koerperlichen Beistand bei einem greisen Hendrix-Fan; dieser wiederum versucht sein Glueck in der naechsten Szene bei einer bolivianischen Prostituierten, scheitert aber aufgrund mangelnder Spanischkenntnisse. Genauso schlaff wie sein Glied bleibt auch sein in einwandfreiem Kauderwelsch vorgetragener Versuch, wenigstens die Haelfte des Geldes zurueckzubekommen. Dabei hatte er - als uebriggebliebener 68er - sogar freiwillig 100 DM (und damit den Preis fuer deutsche Maedchen) bezahlt und nicht bloss 50 DM, wie normalerweise bei der Bolivianerin ueblich. Einer der seltenen textlichen Hoehepunkte!

Den uebrigen Akteuren soll es nicht besser ergehen. Ob ein alternder Dichter einer schoenen jungen Dame im Zugabteil gegenebersitzt und ihre aus dem Off kommenden Gedanken verraten, dass sie es beide wollen, schliesslich aber leider vom Schaffner gestoert werden, oder den Millionaer am Pool bei Wein und Eis ploetzlich die Sinnkrise ueberfaellt, als ihm aufgeht, dass alle - inklusive seines „Haeschens“ ihn nur des Geldes lieben - Eugen Ruges Figuren haben irgendwie ein wenig Pech in Sachen Sex. Im Grunde wuerden sie nur zu gern, aber (und das ist tragisch), es kommt immer was dazwischen. Und was dazwischen kommt, sind belanglose Kleinigkeiten, Treppenwitze des Alltags und bloede Zufaelle; und das ist komisch.

So wursteln sich die Figuren durch die die zehn Szenen, die zwar insgesamt nur 1 3/4 Stunden dauern, aber durch ihre ewiggleiche Konstruktion doch recht ermuedend sind. Der Text kommt ueber ein Potpourri einschlaegiger Klischees und billiger Lacherfolge nicht hinaus, er bringt keine einzige neue oder auch nur originelle Aussage, sondern bedient den Zuschauer mit Versatzstuecken aus dem

Beziehungsbaukasten. So etwa Franziska und Paul: Sie will „mal einfach ganz lieb sein“, er will „etwas Ausgefallenes“; sie will „es ganz normal“, er will Pornos und Vibratoren. Das ist nun wirklich nichts Neues, und das einzig Komische ist die Stelle, da sie ihm seinen „daemlichen Fesseltick“ vorwirft, waehrend er sich vergeblich mueht, seinen Krawattenknoten zu binden...

Ganz besonders lustig hatte sich der Autor wohl auch den Schluss gedacht, in dem Paul als jugendlicher Liebhaber der Ex-Millionaersgattin wieder auftaucht. Diese begehrt von ihm „etwas ganz Schweinisches“, und ueberfordert damit ausgerechnet ihn, der es sich doch immer so dringend gewuenscht hat. Ganz toll...

Gerettet wird das Stueck durch Wolfgang Hohmanns Inszenierung und die Leistung der Schauspieler. Ihnen gelingt es, durch Mimik und Betonung bestimmter typisierender Eigenheiten die Figuren lebendiger zu machen, als es Stereotype im allgemeinen sind. Besonders erfreute Helmut Kahn in der Rolle des alternden Rockfans. Wie er da kurzsichtig, das schuettere Haar notduerftig gezopft, durchs Zimmer stolpert, dabei von seiner eitrigen Warze erzaehlt und versucht, sein Verhaeltnis zu Frauen zu beschreiben („Ich bin kein Softie; so weit wuerde ich nicht gehen“), treibt er das Publikum von Lacher zu Lacher und die arme Franziska schier zur Verzweiflung. Trotz Minirock, offenem Haar und aufreizendem Tanz kommt es nicht zum erhofften GV.

Auch die anderen Schauspieler verstehen es, weit mehr aus ihrer Rolle zu machen, als das, was der Text hergibt. Ein Uebrigtes tut die Inszenierung, die das Szenenhafte, Kinomaessige, Ausschnittartige geschickt zu betonen weiss, ebenso wie das cinematypische Buehnenbild.

So ist Eugen Ruges „Mir nichts, Dir nichts“ doch noch ein vergnuegliches Stueckchen, vielleicht nicht gerade der Jahrhundertsex, aber eine nette kleine Affaere.

(kw)

Photograph Benz uebernimmt sich

Verloren im Geschlechterkampf: die „schoene Studentin“ (Patricia Rapp) und der „nette Typ“ (Dominik Warta).

Truegerische Ruhe

Ein Anfang am Ende des Balkan?

Ein lauer Sommerabend, das Buf-  
fet ist reich gedeckt. In der Luft

schweben leise die Klaenge des Klavierspielers. Doch etwas stimmt nicht. Sind es die weissen Lkws mit der schwarzen Aufschrift UN oder einfach der Ort - Zagreb. In einem Kriesengebiet sind Gegensatze wohl immer gross und nur 40km entfernt wiegt ein Menschenleben nicht einmal den Bissen Brot auf, den ich gerade esse.

„Jugoslawien“, durch seine negativen Schlagzeilen leider immer noch in aller Munde - doch wie sieht es mit den neuen Teilen Slovenien und Zentral-Kroatien aus?

Wenn man von den zahlreichen Neubauten ausgeht, scheint fuer sie der militante Konflikt in weiter Ferne zu liegen. Das mag fuer das ethnisch homogene Slovenien verstaendlich sein, hatte der kurze dreitaegige Krieg doch „nur“ 67 Menschen das Leben gekostet.

Ich sitze mit dem alten Karel unter seiner Eiche, den Fragen, die ich ueber den Krieg stelle, weicht er hoeflich aus, er erzaehlt lieber vom Jetzt und Heute. Von der neuen Hoffnung, die im Westen liegt, und von der schoenen Landschaft, den alten Kirchen und den froehlichen Kindern. Sein Sohn unterstuetze ihn, antwortet er auf meine Frage. Er arbeitet in einer Elektro-Firma in Lubljiana. Nein, er wolle nicht aus Grizane weg. Sein Sohn, ja der will in die Stadt, aber er bleibe.

Am Abend treffe ich mich mit Igor. Er ist Professor der Uni in Lubljiana. Ich frage ihn, ob er sich fuer 2 Mill. Menschen auf einer Flaechen halb so gross wie die Schweiz eine Zukunft vorstellen kann. Er lacht. Natuerlich sei die anfaengliche Euphorie durch die angespannte Wirtschaftslage der letzten Jahre gedaempft worden. Mit dem ehemaligen Jugoslawien habe man die Haelfte seines Absatzmarktes verloren, und die Vollbeschaeftigung von 1987 ist einer Arbeitslosenquote von 20% gewichen. Aber dennoch; ein Zurueck gebe es wohl fuer die Wenigsten. Auf die zahlreichen Neubauten angesprochen, antwortet er; diese seien noch aus Tagen des Jugoslawischen Bundes. Damals zaehlte Slowenien zu den entwickeltsten Teilen der Union, und der bescheidene Wohlstand schlug sich in jahrelangen Arbeiten oft im Eigenbau solcher Haeuser nieder. Jetzt fehlt das Geld fuer ihren Weiterbau.

Drei Tage spaeter stehe ich am Ufer des Mittelmeeres. In der Ferne Krk, kahl und trocken wie eh und je. Ueberhaupt merkt man als Reisender kaum, dass man sich in einem Land befindet, das zu einem Drittel besetzt, und in dem der Krieg noch immer nicht vorbei ist. Man muss schon genau hinsehen, um alte Spuren zu finden; zwei zerschossene LKW-Container, die Loecher mit Klebeband ueberdeckt oder die frisch geteerte Rollbahn des Flughafens. Auch in Kroatien

versucht man alle Spuren des Krieges zu entfernen, um wenigstens die Touristen wieder anzusprechen. Tschechisch und Ungarisch ist schon wieder zu hoeren, Deutsch hingegen noch selten. Der schwache Fremdenverkehr liegt aber wohl auch an den durch die hohe Kriegssteuer wieder steigenden Preisen. So kostet die billigste Packung Zigaretten in Kroatien mittlerweile DM 2,80, in Slowenien noch ganze DM 1,17.

Ich sitze wieder im Flugzeug und blicke noch einmal zurueck. Am Horizont muss irgendwo Bosnien anfangen, dann Kroatien und unter mir Slowenien. Endlich Ruhe? Oder wie so oft, nur eine laengere Pause. Ein Satz des alten Karel faellt mir wieder ein. „Das Leben geht weiter, die Angst ist geblieben.“ (bw)

## Anspruchssache

Photograph Benz uebernimmt sich

Ja, ja, die Photographie ist schon ein heikles Gebiet. Kaum jemand wird behaupten wollen, dass sie keine Kunst sei, und doch betrachten wir offensichtlich einen 9x13-Abzug mit anderen Augen als etwa ein Oelgemaelde. Was sich dort an formalen Kriterien (Technik, Komposition, Perspektive etc.) zur Bewertung geradezu aufdraengt, wird bei der Photographie durch unsere eigenen Erfahrungen mit der Pocketkamera meistens ausser Acht gelassen: So konzentriert sich die Porstphotographie im Glauben, Realitaet abzubilden, auf die Auswahl des Motivs und will zurecht mit technischen Fragen moeglichst wenig zu tun haben. Fazit vieler Theorie: Es ist der eigene Anspruch des Photographen, der den Bewertungsraster festlegt: Dokument oder Kunstwerk? Und da ist sich Michael Benz (Jg. 1961) mit seiner Ausstellung „Ansichtssachen“ im DAI augenscheinlich selbst nicht im Klaren: „Respektlos einfach“ gehe es beim Knipsen zu, sagt er, um sich im selben Atemzug auf den Photographenpapst Cartier-Bresson als Ahnvater zu berufen. Der Widerspruch draengt sich auch dem Betrachter der 23 Fotos sofort auf:

Was man im einen Fall als qualitaetvolle und fuer einen Autodidakten erstaunliche Bilder bezeichnen wuerde, betrachtet man im Rahmen einer Ausstellung mit gemischten Gefuehlen: Mediterrane Strassenszenen allein garantieren noch nicht Kunst: „F's Freundin“ ist wie vieles andere

allenfalls ein huebsches Urlaubsphoto, technische oder gar formale Qualitaeten besitzt es kaum.

Da faellt Benz' Reihe mit Schattenspielen wesentlich mehr ins Gewicht, wenn man nicht schon bei fluechtigem Blaettern in einem Magnum-Bildband auf die jeweiligen Vor-Bilder stiesse. Originell und interessant sind allein die zwei liegenden Halbakte, deren einer sich allerdings schon als Titelbild des Ausstellungsfaltblattes findet. So „respektlos einfach“ ist das alles nicht, moechte man etwas spitzzuengig kommentieren, wenn einen nicht wieder Zweifel am Selbstanspruch des Photographen befielen: Oder stellt ein Kuenstler, aus welchen Gruenden auch immer, Photokopien statt Abzuegen aus? Ja, ja, die Photographie ist ein heikles Gebiet... (step)

Diesseitig

Mel Ramos in Mannheim

Die Aktdarstellung ist so alt wie

die Kunst selbst, und die Formen, in denen uns Nacktheit entgegentritt, sind vielfaeltig: pointiert abstrahierte Fruchtbarkeitsfetische aus der Zeit der Hoehlenmaler; ideale Nacktheit in der klassischen Antike und im Klassizismus; heroische Nacktheit in der Repraesentationskunst autoritaerer Staatsformen; erotische Nacktheit masturbierender Aphroditen aus dekadenten Epochen; und schliesslich die natuerliche Nacktheit der Akte einer Paula Becker-Modersohn — um nur ein paar grob zugeordnete Beispiele zu nennen.

Auch bei Mel Ramos, dem neben Warhol, Segal und Lichtenstein wichtigsten Vertreter der amerikanischen Pop-Art, steht die Aktdarstellung - genauer: der weibliche Akt - im Zentrum der kuenstlerischen Arbeit. Die vom Kunstverein Lingen initiierte Retrospektive, die derzeit im Mannheimer Kunstverein zu sehen ist, zeigt mit den insgesamt fuenfzig Zeichnungen, Aquarellen und Arbeiten auf Leinwand, fast alle Leihgaben der Louis K. Meisel Gallery, New York, hochkaraetige Beispiele aus allen Schaffensperioden Ramos'. So ist das Fruehwerk aus den Jahren 1961/62, das sich mit der Ikonographie der Comic-Superhelden beschaeftigt, mit einigen wichtigen Exponaten vertreten, und erfreulich ausfuehrlich sind die juengeren und juengsten Werkphasen dokumentiert, die das Verhaeltnis zwischen Kuenstler und Modell und in den „Unfinished Paintings“ den Akt des

Zeichnens bzw. Malens thematisieren. Daneben sind Ramos' Aktualisierungen von Schluesselwerken der Kunstgeschichte zu sehen; beissend ironisch ist beispielsweise „Nude descending a Staircase“ (1989), das mit der prallen Koerperlichkeit des dargestellten Aktes, der Bezeichnung einer konkreten Situation (nach dem Bade naemlich), dem symmetrischen Bildaufbau und der vergleichsweise stockkonventionellen Malweise voellige Ignoranz gegenueber dem revolutionaeren Vorbild Marcel Duchamps an den Tag legt.

Der Schwerpunkt der Ausstellung aber liegt erwartungsgemaess auf den Arbeiten aus den mittleren und spaeten sechziger Jahren, die sich mit der Aesthetik der Werbung auseinandersetzen: Akt vor Coca-Cola-Emblem, Akt mit Zahnpasta-Tube, Akt auf Hamburger. Mit ihnen hat Ramos seinen Ruhm begruendet, und das mag auch damit zusammenhaengen, dass diese Malerei des schoenen Scheins auf den ersten Blick nicht unproblematisch ist.

Noch lange nach dem Schock, den der Einbruch der Trivialkultur in die Kunst zur Zeit der Pop-Art bedeutete, gilt Ramos nicht wenigen als „Pin-up-Maler“, der nicht nur die Funktionsweisen der Werbung unveraendert uebernimmt, sondern dabei auch die Frau zur Ware degradiert. Ein Akt inmitten maechtiger Kaesestuecke wirkt per se ironisch, und das Problem des Voyeurismus beim „Blick durchs Schluesselloch“ wird durch seine Thematisierung entschaeft. Schwieriger ist der Fall des beruehmten „Fruit Salat“ (1965), in dem wiederum eine - freilich weitgehend asexuell wirkende - nackte Bruenette lagert und mit werbetypischem prallem For-You-Pathos zur Einverleibung ebenso des Salates wie ihrer selbst einlaedt; ihre runde Brust, die sie zwischen Arm und angezogenem Bein birgt, referiert auf die Fruechte, die sich im Salat unter ihr in zerstueckelter Form wiederfinden. Allerdings muss neben dieser Lesart der diskriminierenden affirmativen Aktdarstellung auch die Moeglichkeit einer kathartischen Wirkung der Werke eingeraeumt werden, denn die kunstspezifische Praesentation der Sujets - Oel auf Leinwand, Rahmung, Museumssituation - ist geeignet, sie in ihrem Gehalt in Zweifel zu ziehen.

Aber ganz abgesehen davon gibt Ramos auch einige Hilfestellungen, die das Verstaendnis der Werke lenken koennen. So waehlt er durchgehend grellfarbig monochrome und dezidiert zweidimensionale Hintergruende; die Posen der typisiert und idealisiert dargestellten Modelle sind nie aufreizend; und die Darstellungsweise zeigt die distanzierte Kuehle, die unter dem Begriff der Hard-Core-Malerei in die

Kunstgeschichte eingegangen ist und aus der sich die verfremdende Ueberschaerfe des Hyperrealismus entwickelt hat.

Die Bilder sind also mehr Substrat als Imitat der Werbeaesthetik. Sie geben durchaus implizite Denkanstoesse, verweigern aber die Stellungnahme. Ramos macht es dem Betrachter nicht so einfach, eine vorgefertigte und leicht uebernehmbare Werthaltung zu praesentieren, und gerade in diesem bewussten Mangel an Eindeutigkeit unterscheidet sich seine Kunst von den Funktionsmechanismen der Werbung - und definiert sich damit auch als solche.

Die Farbenfreude und die elegante Sinnlichkeit, die Abwesenheit aller Sinnhuberei und Betroffenheit, die ueberzeugte Diesseitigkeit und das voellige Fehlen von Tiefe: das ist es, was das Oeuvre Mel Ramos' so sympathisch macht. In seinen eigenen Worten: „Bei grueblerischer Kunst verliere ich schnell die Geduld. Die duistere Seite interessiert mich einfach nicht.“ (jpb)

Mel Ramos-Retrospektive, Kunstverein Mannheim, Augusta-Anlage 58, noch bis 5. Maerz; Oeffnungszeiten: Di-So 10-17, Mi 10-19 Uhr; statt eines Kataloges wird ein Album aus dem Taschen-Verlag angeboten (DM 15.00).

Vier Pfund Knackaersche  
Der Schreibtisch, Ho Chi Minh und  
dassagichjetzteinfachmalso

Willkommen, welcome und  
Bienvenue. „Millionen Japaner koennen nicht irren.“  
Und dies als Ueberschrift ueber einem Foto des Heidelberger Schlosses. Werbung fuer Heidelberger Baustoffe. Schoen.  
Auch Ruprecht kann nicht irren. Vorliegendes Bauwerk des  
Glossizismus ist ein Produkt der Reihe

Brittas Butterstulle  
Meditationen aus der wackeren  
Weststadt

Doch hinein ins Geschehen:  
„Das sag ich jetzt einfach mal so“ ist wohl die beliebteste unter den bei mir unbeliebtesten Floskeln. Sind wir nicht alle der Meinung, mit diesem Satz dassagichjetzteinfachmalso jeden nur erdenklichen Bloedsinn, der unausgegoren aus

unserem Mund kalbt, rechtfertigen und als richtig postulieren zu koennen? Auch Armin S., 24, Soziologiestudent im siebten Semester, gehoert dazu. Denn Armin ist Mitglied einer Selbstreflexionsgruppe. Armer Armin. Doch es gibt Gruende: Seine Freundin naemlich ist Lesbe kurz vor'm coming-out, die sich selbst als „postemanzipatorische Feministin“ bezeichnet (vgl. analog das Begriffspaar „Putzfrau“ und „Raumkosmetikerin“), sich reziprok veganisch ernaeht (d.h. nur Eier, Fleisch und Fisch!), im Stehen pinkelt und Joghurt-Deckel mit „Meister Proper“ putzt, um sie hinterher trendgerecht zu entsorgen.

Dassagichjetzteinfachmalso.

Ich denke, das war ein gutes Beispiel, welchen Bloedsinn diese Floskel erzeugen kann. Ist denn nicht auch das Leben nur eine Glosse? Reiht es doch munter Aphorismus an Aphorismus und ploetzlich ist's auch schon vorbei. So soll diese Glosse denn sein wie das Leben:

„Dielen schielen. Schielen Schwielen, schwellen Dielen zu schalen Schalen.“

Dassagichjetzteinfachmalso.

„Wenn schon nicht eine Schwalbe, wieviele machen denn dann einen Sommer?“

Dasfragichjetzteinfachmalso.

Seit „Eins, zwei Polizei“ - jenem revolutionaeren Daktylus, der die Postmoderne an den Abgrund zur Postpostmoderne stiess - hoeren wir wackeren Weststaedter nur noch Kultursender. Beim Abendessen kann man sich dann unter anderem an „68 Variationen“ (...mit einem Kaffeeloeffel gegen ein Glas zu schlagen) ergoetzen: Ich glaube, das man nennt Avantgarde. Aber das Problem mit Avantgardismen ist nunmal, wer hier eigentlich wen verarscht. So koennte man ohne weiteres die Neckarwiese signieren und verkaufen, wenn man nur einen Dummen faende, der dafuer Geld ausgabe (und dessen Moebel zur Neckarwiese passten).

Dassagichjetzteinfachmalso.

„Barny Geroellheimer dichtet Heidegger, Klempner und diverse Fototaschen in gelb.“

Dassagichjetzteinfachmalso.

„Wenn wer wie wir und umsoweniger, dann er und ihr und umso mehr.“

Dassagichjetzteinfachmalso.

Dassagichjetzteinfachmalso.

Aber es stimmt natuerlich nicht. PH-ler sind keineswegs bessere Menschen, sondern schlechtere Studenten und somit eine Randgruppe. Und wie alle Randgruppen muessen sie kaempfen. Ihr Leben ist hart. Taeglich keuchen tausende von



ihnen den Ho-Chi-Minh-Pfad zwischen neuer und alter PH entlang. Doch deswegen muss man sie noch lange nicht ernstnehmen. Solange Abkuerzungen wie „StraBa“ (Strassenbahn), „FuZe“ (Fussgaengerzone) oder „VoKuHiLa“ (Vorne-kurz-hinten-lang-Frisur) eindeutig ihrem Kulturkreis zugeschrieben werden koennen, ist ihnen ihr leise belaecheltes „RaGru“-Dasein sicher...

Dassagichjetzteinfachmalso.

So wie fast jeder einen Auslaender in seinem Bekanntenkreis hat, geht der neuste Trend zum stubenreinen Bodybuilder: Reiche alleinstehende Frau. Hat von ihrem Chihuahua genug und geht zu „Jacky's“ in die Bergheimer Strasse: „Vier Pfund Knackaersche, bitte!“ („Na lassense's meinetwegen auch Fuenf sein...“). Schon Mick Jagger sang „you can't always get what you want“, aber soll „you can always say what you want“ etwa der Weisheit letzter Schluss sein? Gott bewahre, behuete, stehe uns bei und was immer Gott sonst noch fuer Sicherheitsvorkehrungen zu leisten vermag. Ich glaube, Gott ist ein Airbag mit Seitenaufprallschutz. Das Universum ist also ein VW Polo. Vermutlich rot. Hauptsache, er erfuellt die Euro-Norm. Die Erde liegt dann am hinteren Spiralarm des Zigarettenuendens.

Dassagichjetzteinfachmalso.

„Leihmumienanalsex.“

Dasklauichjetzteinfachmalso.

Wer letzte Woche mal im Horten war, kennt das seltsam vertraute und gewisse Gefuehl, dass der Amoklauf im Winterschlussverkauf entstanden sein muss. Natuerlich. Jeder denkt bei „Quietscheentchen“ an Gelb und bei „Arminia“ an Braun. Wir sind eben so affiziert. Und somit fuer alle die, die thematisch angepasste Unterueberschriften lieben, jetzt also zum angekuendigten Schreibtisch.

Meine Schreibtischoberflaeche besteht aus drei Schichten: Zuunterst die praekambrische (Erstes Semester), darauf die Schicht „auch der Papst weiss nicht woher“ und ganz oben nur Kant, denn nach und ueber Kant kommt nichts mehr. Die „Kritik der reinen Vernunft“ dient zur Zeit als Mousepad. Wenn Immanuel das noch sehen koennte! Die affizierte Sinnlichkeit (Computer) per simpler Rezeptivitaet (Mouse) vermittelt gewisser Merkmale (Daten) uns (wir) als Anschauung (Information) gegeben! Juhu, die transzendente Aesthetik im binaeren System verfasst.

Dasisthaltjetzteinfachmalso.

Es gibt noch Orte, an denen sich die Hoffnungstraeger unserer Gesellschaft versammeln: Junge JuristInnen und WirtschaftswissenschaftlerInnen tanzen semesterlich den

Profit- und §§-Ball. An sich wunderbar, haette nicht eine hoehere Macht der aufspielenden „Modern Dance Band“ gestattet, Ansagen wie die folgende zu machen: „Das naechste Lied ist vom beruehmtesten 'Elch' aller Zeiten.“ - spannungssteigernde Pause. - „Al Jarreau!“ (sprich: „Elscherrou!“)

Dasistwirklichpassiert.

...and now for something completely different: Karl-Konstantin ist Koenig der Kohlibakterien. Er liebt Ursurpatorin Ute vom Uterus. Dank dem edlen Enzym Enzo konnten die beiden sich letzte Woche endlich treffen. Toll, nicht!?

Daserfindichjetzteinfachmalso.

Apropos erfinden. Ich wuesste doch zu gerne welch aesthetikbewusstem Kleinhirn die Batikhose entsprungen ist. Wer's weiss, bitte Karte unter „Kompost des Jahrhunderts“ an die „Wackere Weststadt, Zaehringer Str.15, 69115 HD“.

Zum Schluss moechte ich endlich

mal die acht wackeren West-

staedter vorstellen, die die inspirative Grundlage

dieser Butterstulle bilden: Da waere zuerst Axel. Axel hat einen Sensor eingebaut, der ihm per „Scall“ ueberall auf der Welt mitteilt, wann gerade das Essen fertig ist. Holger hat eine Garage in seinem Zimmer, in der er seine Schmutzwaesche aufbewahrt. Wenn nur noch der Bademantel sauber ist, wird alles gewaschen (siehe auch Brockhaus, „Quartalswaesche“). Juan ist Juan: Ich nehme mir eine Pfanne, benutze sie, verlasse die Kueche, komme nach 2 Minuten zurueck und weiss nicht mehr, dass es meine ist. Britta ist die gute Seele der WG. Ob sie selbst auch eine hat, ist noch nicht endgueltig geklaert. Boris kennt Becker zwar, neigt inzwischen aber eher zum Squashen. Effiziente Lernerfolge verdankt er fokussiertem Produktmanagement: Es sollen schon „Schoco-Maecs“ in weniger als 45 Sekunden vernichtet worden sein. Benita ist Mitglied in einem obskuren spanischen Kettenbriefclub, bei dem die Maenner sich verpflichten, in immer kuerzerem Takt immer groessere Briefe zu schicken. Selber schreiben tut sie also keine, bekommen dafuer umso mehr. Auch Myriam treibt das Matriarchat voran: der Tabu-Toast ist erfunden und ich weiss jetzt endlich, dass man Korken auch sammeln kann. Ich selbst bin Jochen und ueber mich gibt's nix zu polemisieren. Auchdassagichjetzteinfachmalso.

(jk)

ruprecht goes to the movies

Leon - der Profi

Jeder stirbt fuer sich allein, so lautet der Untertitel des tiefenlosen Blutrausches, mit dem Frankreichs Starregisseur Luc Besson dieser Tage nicht nur sein Stammublikum in die Kinos zu locken sucht. Ein Untertitel, so platt und einfallslos, wie der ganze Film. Weder die Musik von Eric Serra noch Jean Reno in der Hauptrolle koennen fuer die schwachen bis peinlichen Dialoge ( liegt es mal wieder an der Synchronisation ?) und das unstrukturierte Storyboard entschae digen. Dabei hielte, so will man meinen, die offen gefuehrte Zweierbeziehung eines absolut professionellen Profikillers, der weder Lesen noch Schreiben kann, und eines vorpubertaeren Maedchens, das sich an den Killern ihres kleinen Bruders raechen will, eigentlich genug Stoff fuer einen Actionfilm der anderen Art bereit.

Bonnie und Clyde, Thelma und Louise, die clevere Mathilde will den bis auf Alberto Tomba letzten lebenden Uritaliener Leon per Filmzitat von den Vorteilen kriminellen Teamworks ueberzeugen. Auch Besson scheint dem Charme der Lolita aus Little Italy, an deren Kostuemwahl ein jeder Paederast seine helle Freude haben wird, erlegen zu sein. Beide lassen es auf den Versuch ankommen, fuer beide endet es ganz uebel. (eile)

Frankenstein

Endlich hat Kenneth Branagh mal seine Emma Thompson zu Hause gelassen. Die zwei sind zwar verheiratet, und sie bekam ja auch letztes Jahr einen Oscar; aber Frauen, deren Unterkiefer aussieht wie das Siebengebirge bei Bonn, haben in dieser Frankenstein-Verfilmung nichts verloren - jedenfalls nicht bis kurz vor Filmende.

Hier geht es um gruselige Maenner. Im Gegensatz zu einem unlaengst interviewten Vampir, wirkt Robert de Niro als Frankensteinsche Kreatur auch wirklich fuerchterregend. Branagh hingegen inszeniert - selbstverliebt wie sich das gehoert - nicht nur den Film, sondern auch sich selber. Und zwar als Arzt Viktor Frankenstein, der besessen ist von der Idee, den unsterblichen, perfekten Homunculus zu erschaffen. Als Kulisse dienen Genf und Ingolstadt am Ende des 18. Jahrhunderts. Grossartige Kostueme und tolle Ausstattung! Erster von drei Co-Produzenten ist Francis Ford Coppola. Klar: Die Faust, die einen trifft, sobald man im Kinosessel

Platz genommen hat, ist vergleichbar mit der von Apocalypse Now. Und diese Kraft laesst nicht nach, bis Branaghs Filmpartnerin Helena Bonham Carter (Howard's End) ihre zarte Schoenheit verliert und zum Monster wird. Doch das geschieht zum Glueck erst in den letzten paar Minuten.

(alf)

Keiner liebt mich

Eine junge Frau, deren dreissigster Geburtstag nicht mehr weit ist, lebt allein in einer Apartmentwohnung eines Grosstadthochhauses. Traurig und depremiert versucht Fanny Fink (Maria Schrader) sich Selbstvertrauen einzuhauchen, indem sie einer Tonbandkassette nachspricht: "Ich bin schoen, ich bin klug, ich liebe, und ich werde geliebt." Die letzten Worte jedoch bringt sie nie ohne Heulkampf zur Aussprache. Denn der ausschliesslich schwarz tragenden und einem obskuren Totenkult froenenden Fanny wird klar: Keiner liebt mich.

Wie ein Ertinkender nach dem rettenden Strohalm, so greift auch sie nach jedem Bindfaden, der ihr als Weg aus dem duesteren Loch ihrer Einsamkeit dienen koennte und verliebt sich schliesslich den Worten eines nachbarlichen Hellsehers vertrauend in den neuen Hausverwalter. Lothar Sticker (Michael von Au) gilt als ihre letzte Chance. Dieser ist natuerlich der Falsche und schubst sie wieder in ihr Loch zurueck.

Die den ganzen Film praegenden, voellig ueberzogenen Handlungen der Protagonistin wirken auf den Zuschauer laecherlich, ohne komisch zu sein, der wohl beabsichtigte tragikomische Unterhaltungseffekt wurde gaenzlich verfehlt.

Wenn Doris Doerrie allen Endzwanzigern prognostizieren wollte, dass eine Frau von ueber dreissig eher von einer Atombombe getroffen wird, als den richtigen Mann zu treffen, ist ihr dies trotz vermeintlichen Happy Ends gelungen.

(lm)

Muriels Hochzeit

Ausgerechnet sie faengt den Brautstrauss - das haessliche Entlein Muriel, dessen einzige Beschaeftigung darin besteht, ABBA-Musik zu hoeren und von einer grandiosen Hochzeit zu traeumen. Die Freude vergeht ihr jedoch ziemlich jaeh, als sie von ihren „Freundinnen“ in unzweideutiger Weise aufgefordert wird, den Strauss noch einmal zu werfen, da sie ja sowieso nie einen Mann bekaeme.

Es ist ein langer Weg, sich von dem Kleinstadt-Mief des australischen Kaffs Porpoise Spit zu befreien und schliesslich

nicht nur ein Heiratsangebot von einem wahren Traummann zu bekommen, sondern auch das Selbstvertrauen zu besitzen, diesen Deal in letzter Sekunde abzuschlagen. Fuer ABBA-Fans ein Muss! (gz)

### Nightwatch

København goes psycho: Martin und Jens sind Jurastudenten. Ersterer tritt einen Job im Leichenhaus an, letzterer versucht die letzte Chance zu nutzen, sich in prae-spiessbuergerlicher Freiheit schamlos auszutoben. Gemeinsam zelebrieren sie eine Art „Spiel ohne Grenzen“. Dieses jedoch ist nur die Rahmenhandlung, die sich im Laufe des Filmes in das eigentliche Thema des Thrillers - die Morde eines nekrophilen Psychopathen - hineinspinnt.

Der Kritiker nennt das „in-grandioser-Hitchcock-Manier“-Kino. Und er hat recht. Die Spannungskralle laesst einen von Anfang bis Ende nicht los. Morbide Details (das ewig flackernde Ganglicht), koestliche Geschmacklosigkeiten (Ach, wie lecker, der Leib des Herrn!) sowie nach der Schwester klingelnde Leichen („Der Alarm geht nie los!“) wuerzen uns die Blutsuppe der grausamen Morde. Gerade die zynisch anmutenden Randereignisse („Hans-Christian Andersen, du alter Wichser!“) und die unerwartet und bruellend komisch explodierenden Gags erleichtern und verstaerken gleichzeitig die schaurigen Leichenhaus-Szenarien.

Wer's gesehen hat, weiss: Wer sich nicht reintraut, muss heiraten. Also: Unbedingt anschauen! (jk)

### Enthuellung

Am Anfang waren Mann und Frau. Doch heute ist das mit all den Faxen und Handys und sonstigem Karrierezubehoer nicht mehr so einfach. Der amerikanische Bestsellerautor Michael Crichton schrieb 1994 das Buch Disclosure, in dem es um sexuelle Belaestigung postmodernster Art geht. Das sieht so aus: Eine Frau macht Karriere an einem Mann vorbei und verfuehrt ihn dann als seine Chefin nach allen Regeln moderner Kunst.

Im Film zum Buch ist Michael Douglas der verheiratete Mann, die leidige Frau spielt Demi Moore, sie kennen sich vom College. Wunderschoene Bilder von Seattle und Hoch-Spannung à la Psycho-Thriller. (alf)

### Am wilden Fluss

Nach dem recht mittelmaessigen Thriller Die Hand an der Wiege ist es Curtis Hanson diesmal gelungen, echte

Spannung auf die Leinwand zu bringen. Das mit einer Mischung von herrlichen Naturaufnahmen und einer aufregend rührenden Hollywood-Story eines sich versöhnenden Ehepaares - Treue ist wieder in! -, das sich mit bösen Gangstern herumzuschlagen hat. Meryl Streep in der Hauptrolle ist der Inbegriff der neuen Frau: stark, schön, selbstbewusst, überlegen in jeder Situation und zugleich die liebevoll sorgende Mutter. Auch der Mann steht dem neuen Geschlechterideal in nichts nach: Der intellektuelle Softie erweist sich im Härtefall doch noch als starker, die Familie rettender Mann.

Bemerkenswert: Den größten Teil der Aufnahmen haben Meryl Streep und die anderen Schauspieler selbst gespielt. Für die 45-jährige Streep eine bemerkenswerte Leistung. Summa summarum ein netter Hollywood-Streifen, bei dem zumindest die Rafting-Freaks auf ihre Kosten kommen. Und die, die ein Herz für Familiendramen haben. (hee)

#### Toedliche Geschwindigkeit

Der Berufs-Fallschirmspringer Ditch Brody (Charlie Sheen), der schon genug Ärger am Hals hat, weil er ab und zu sein Ziel verfehlt, gerät von einem Tag auf den anderen in den Wurgriff der Russen-Mafia, die mitten in Amerika ihr Unwesen treibt. Hineingezogen hat ihn die Ex-KGB-Agentin Christa (Nastassja Kinski, seit Reifezeugnis nicht nur älter, sondern auch deutlich hübscher geworden), die ihr Heimatland vor einem gewaltsamen Machtwechsel retten will.

Da Christas Landsleute nicht lange fackeln, beginnt für die beiden ein Kampf auf Leben und Tod, in dem Ditch unfreiwillig zum Helden wird. Und das gibt dem Film immerhin einen Anflug von Originalität: Dass diesmal sie ihn mitschleift, sie ihm beibringen muss, wie man eine Kanone entsichert und er von dem ganzen Abenteuer eigentlich gar nichts wissen will - und nicht wie sonst umgekehrt. Und neben reichlich Schiessereien, feurigen Explosionen und zum Teil haarsträubenden Stunts, wie man sie aus diversen James-Bond-Streifen kennt (bevorzugt in luftiger Höhe), hält der Film auch einige Überraschungen bereit.

Wer also eine Vorliebe für spannende Action-Thriller mit leichtem Augenzwinkern hat, ist mit Toedliche Geschwindigkeit gut bedient. Mehr sollte man allerdings auch nicht erwarten. (ah)

ruprecht goes on the record

## Das Vermaechtnis

Clara Haskil: Eine der bedeutendsten Pianistinnen des Jahrhunderts

Schneelandschaft. Ein lächelndes Mädchen im schwarzen Kleid hüpft um einen grossen kahlen Baum, der in der Mitte eines runden Platzes steht. Von dem Platz führt eine Allee weg. Eine ältere Frau kommt und führt das Mädchen die Allee hinunter. Das Mädchen weint leise.

Diese Szene aus einem biographischen Film über Clara Haskil setzt das Wesen der Pianistin - hier noch als Kind - ins Bild: Ein Lächeln und Weinen zugleich. In den Mozarteinspielungen der 1895 geborenen Rumänin, so zum Beispiel im "Jeunehomme-Konzert", erfährt die Vielschichtigkeit der Interpretin ihren vielleicht tiefgreifendsten Ausdruck. Doch Musik ist bei der stets von Krankheit gezeichneten und einsamen Pianistin keine Plattform für grosse Gesten. Vielmehr fliessen minutiöse Phrasierungen in weite Spannungsbögen ein, und decken transparente Klänge selten gehörrte Ebenen der Musik auf. Eine souveräne Spieltechnik bietet die Grundlage für ausserordentliche Einspielungen. Komposition, Instrument und Interpretin sind eins, sind in grosser Selbstverständlichkeit schlicht Musik.

Diese genialische Einheit vermochte Haskil, die schon mit fünf eine Mozart-Sonate nach einmaligem Hören nachspielen konnte und das ohne musikalische Unterweisung, auch in die Kammermusik und das Konzert zu übertragen. Im Duo mit dem Violinisten Arthur Grumiaux passt sich der Flügel in Klang und Phrasierung an die Violine an, und obgleich hier zwei verschiedene Musiker, zwei verschiedene Instrumente spielen, ergibt sich eine intensive, aber nie präetioöse, gemeinsame Schöpfung von Musik. Die Verschiedenheiten sind Farben des Einen. Die draengende Leidenschaft in Schumanns Klavierkonzert ist ebenso beeindruckend wie die Melancholie in den Scarlatti-Sonaten. Nirgends findet sich ein Zuviel oder Zuwenig an Stilmitteln. Haskil kam erst ab 1950 zu Ruhm. Doch nur zehn Jahre später starb die unter den grossen Musikern schon seit Anbeginn ihres Spiels hochgeachtete Pianistin. Deshalb stammen die Aufnahmen der Haskil-Legacy alle aus den 50er Jahren (mit einer durchaus akzeptablen Klangqualität). Das eingespielte Repertoire hat seinen Schwerpunkt in den Klassikern Mozart und Beethoven, aber auch Chopin, Ravel, da Falla u.a. sind in einer immer wieder bemerkenswerten

Weise interpretiert.

Die grosse Kunst, die Ausdrucksmittel in Ausgewogenheit zu verwenden, darin besteht die Grosse Clara Haskils:

Forcierungen muenden in Ruecknahmen, die Betonung des Einen liegt im Aufzeigen des Gegenteils, im Laecheln und Weinen.(h.b.)

Clara Haskil "The Legacy", Vol. 1-3, Philips Classics

Leserbriefe

Die Redaktion des ruprecht freut sich ueber jeden Leserbrief, behaelt sich aber das Recht auf Kuerzung vor.

Zu: Glosse „Ey!“ in ruprecht Nr. 33

Lieber (step),

eine Spalte und ichweissnichtwieviele Zeilen hast Du Platz und Zeit, um ueber Deine Ansichten ueber die Welt (...) zu raesonieren (...). Und schon hast Du ein dankbares Thema gefunden: die Frauen. Unter dem Deckmaentelchen des linkslastigen Kolumnisten, der bemueht ist, als guter Kavalier die Ehre der von den Rechten zu Unrecht angegriffenen Frauen zu retten, nimmst Du Dich der von der Regenbogenpresse uebel mitgespielten Frau Woehrl an. (...) Wir haetten Dir, lieber (step), Deine Frauenfreundlichkeit glatt geglaubt (...), wenn, tja, wenn da nicht dieser kleine nachfolgende Absatz ueber die neue Ministerin Nolte gewesen waere. Da ist dem (...) Kavalier doch glatt ein Fauxpas unterlaufen. So wird Frau Nolte als „ein Drittel Frau“ bezeichnet und nachgeschoben: „Und wer aussen pfui aussieht, muss innen moralisch hui sein!“. Die Frauen werden einmal mehr klein gemacht, nicht nur gehaelftelt, wie so oft, nein lieber (step), das schien Dir noch nicht klein genug zu sein, da wird doch lieber gleich gedrittelt. (...) Und da dies noch nicht genug der Diffamierung (...) zu sein scheint, wird noch schnell die alte Masche abgezogen, denn ein Kommentar ueber eine Frau, ohne deren Aussehen zu kommentieren, ist natuerlich kein richtiger (Maenner)-Kommentar. (...)

Und zu allem Ueberfluss, lieber (step), passiert Dir doch dieser kleine Ausrutscher ausgerechnet in der Ausgabe des ruprecht, die sich der Berichterstattung ueber die sexuelle Belaestigung von Frauen annimmt. (...) Waehrend Du uns wortgewaltig vortaeuschst, dass es Dir um die politische Haltung der neuen Ministerin geht, laesst uns Deine



Argumentation ungewollt einen Blick auf Deine zarte Maennerseele erhaschen, die sich dem bedrohlichen Machtanspruch von Frauen nur durch Mackersprueche zu erwehren vermag.

Ja, (lieber...) ruprecht, fast, ja fast, waere es Euch geglueckt, uns glauben zu machen, dass bei Euch der frauenfreundliche Wind der Neuzeit weht, wenn (...) da nicht Euer Redaktionsmitglied (step) gewesen waere, das uns durch seinen peinlichen verbalen Ausrutscher deutlich vor Augen gefuehrt hat, wie es denn nun die linken und rechten Maenner und leider auch manchmal Frauen der neuen Zeit mit ihrer political correctness halten: aussen hui und innen pfui.

Bedauernde Gruesse von Eurer

Annette Huesmann

Zu: Artikel „Versteckte Anstalt“ von Stefan Wittaschek in ruprecht Nr. 33

Hallo ruprechts,

Euer Artikel ueber den Heidelberger Knast war nicht schlecht. So gut wie jemand, der den Knast nur als Besucher kennt, ihn schreiben koennte.

Habt Ihr aber schon einmal daran gedacht, dass es auch gar nicht so wenige Studenten im Knast gibt - oder solche, die im Knast waren und jetzt hier draussen wieder ein normales Leben zu fuehren versuchen? Das ist gar nicht so einfach. Ein staendiges Versteckspiel. Ein staendiges Neuerfinden der eigenen Lebensgeschichte. Es reicht naemlich schon, wenn die ach so aufgeklaerten und toleranten Mitstudenten Naeheres ueber die Vergangenheit erfahren. Dann werden die Einladungen auf Feten schon seltener. Sie hoeren nicht ganz auf, sie werden halt nur ein wenig seltener. Der Vertrauensdozent sagt nichts; aber auch er vertraut auch schon ein bisschen weniger. Und dass bloss der Pruef-Prof nichts davon mitbekommt. Wenn er nur C4 genug ist, kann er sich es schon mal leisten, die Vergangenheit seines Studenten mit diesem waehrend der Pruefung ausdiskutieren.

So wurschtelt man sich halt durch. Leider werdet Ihr ueber so ein Thema nie schreiben koennen, selbst wenn Ihr wolltet. Es offenbart sich ja niemand. Zurecht.

Josef Mueller

Zu: Kommentar: "Beratung und Auswahl" von Jens-P. Blinne in ruprecht Nr. 33

Lieber Jens,

ueber das sogenannte „Greiner-Papier“ kann man ja unterschiedlicher Ansicht sein.

Du haeltst ein Vor-Vor-Zwischenpruefung fuer eine relativ humane Moeglichkeit, auch bei den Studierenden der Geisteswissenschaften schon nach einem Jahr zu sieben. Ich frage mich, was bei solchen Pruefungen nach 2 Semestern ueberhaupt schon abgeprueft werden kann. Zahlen, Daten, Fakten? Oder Arbeitsmethoden in einer Hausarbeit, die man nach 9 Monaten schon beherrschen soll? Und vor allem: Warum Leute schon so schnell herausschiessen?

Du siehst in den Reformen einen guten Ansatz zu einem effizienteren Studium; ich fuerchte, dass es der Anfang einer Verschulung durch Kleinstklausuren und Multiple-Choice-Tests ist (was uebrigens (dazu... fuehrt), dass die Universitaet zur Klasse 14-17 verkommt).

Ueber all' das kann man diskutieren. Die Sprache aber, in der Dein Kommentar verfasst ist, zeugt (...) von Arroganz und einer tiefen Missachtung (gegenueber) vielen Deiner Kommilitonen: Es passt einfach nicht zum Thema, vom „Bodensatz“ der „Studierunfaehigen“ zu sprechen und ihnen gleich auch noch „Studierunwilligkeit“ vorzuwerfen, ohne das irgendwo zu begruenden. Solche (...) Unterstellungen vergiften eine Diskussion, die etwas mehr Sachlichkeit ziemlich noetig haette.

Mit freundlichen Gruessen,  
Detlev Sommer

Getroffen, Jens Peter.

Endlich mal jemand, der ironisch - und nicht ideologietriefend, wie andere - auf den Punkt bringt, wie absurd Greiners Vorschlaege angesichts der von Dir praegnant skizzierten Missstaende sind. Wie treffend Du die ewig lamentierenden Gymnasiallehrer nachahmst, die immer nur der Zeit hinterhertrauern, in der man Latein schon im Kindergarten konnte...

Ueberhaupt verstehst Du es geschickt, durch den Verweis auf ein vermeintliches Kommuniqué der Fachschaftenkonferenz die Argumente der FSK stark zu machen. (...)

Bedauerlicherweise haben einige Deinen untergruendigen Humor nicht durchschaut. Vielleicht solltest Du, um Missverstaendnisse zu vermeiden, Dich nochmal deutlich vom Greinerpapier distanzieren. Gerade die Schlusspassage, in der Du vom „Bodensatz von Studierunfaehigen“ und der

„laengst pervertierten 'Eigenverantwortlichkeit'“ redest, konnte von LeserInnen, die den ironischen Unterton des Ganzen nicht erkannt haben, leicht als verletzender Angriff aufgefasst werden. Vielleicht waere es geschickter, auf solches Vokabular ganz zu verzichten (...).

Der Artikel hat sicher gezeigt, dass man mit quasi kabarettistischen Mitteln die Absurditaet gewisser Vorschlaege oft viel klarer verdeutlichen kann als mit langatmigen „Aufklaerungsversuchen“. Letzteres auch ein selbstkritischer Blick auf die Arbeit der FSK. Gefehlt hat unseres Erachtens eine (...) Gegenthese, in der Du deutlich machst, welche Massnahmen Deiner Meinung nach in Anbetracht der Misere effizient waeren. Nix fuer ungut, lass Dich mal bei uns sehen!

Fuer den AK Hochschulreform der FSK,

Joachim Preiser, Kirsten Pistel

Zu: Kommentar „Wer braucht den Dr. (BA)?“ von J. Kluve in ruprecht Nr. 33

Zum Kommentar (...) moechte ich folgendes bemerken:

An Herrn Kluves Meinungsaeusserung (...) stechen vor allem seine vorurteilsgepraegte Haltung und ein hohes Mass akademischer Anmassung und Standesduenkel hervor, wenn er feststellt: „Ein BA'ler kann nicht ueber die wissenschaftlichen Grundlagen, deren Fortfuehrung und Vertiefung eine Promotion schliesslich darstellt, verfuegen. (...) Man stelle sich das einmal vor: Ein Dr. (BA), anerkannt in Baden-Wuerttemberg!“ Wie kann er die Faehigkeiten und das Wissen von jemandem beurteilen, der zufaellig nicht die Weihen einer ehrwuerdigen alma mater erhalten hat, und was fuer einen Massstab legt er an, wenn er 'die wissenschaftlichen Grundlagen' hochhaelt?

Offenbar den Massstab der etablierten Universitaetsforschung, die sich doch allzu oft darin gefaellt, eine Veroeffentlichung nach der anderen auf den Markt zu werfen, und die nicht wirklich auf die Nachfrage danach Ruecksicht nehmen muss oder auf die Forderung, (...) existierende Probleme zu loesen, und seien es Probleme einer so profanen Art, wie sie vielleicht in (BAs) behandelt werden. Die Frage, wer denn den „Dr.(BA)“ brauche, scheint (...) nicht so schwierig zu beantworten: diejenigen naemlich, die sich zunaechst einmal auch mit praktischen Problemen auseinandersetzen konnten (...). Fuer Herrn Kluve, der

weniger aus dem hohen Elfenbeinturm der Wissenschaft heraus argumentiert als aus dem bodennahen Noch-Kartell der Akademiker, ist wohl eher die wohlformulierte Lösung das Entscheidende, und wenn man dazu nicht das passende Problem hat, dann schafft man es sich eben.

Stefan Tobias, Universitätsstudent

Der Ruprecht-Award

Preisträger im Februar '95:

Stefan Gille

Leiter der Übungsgruppe 10, Analysis I

Aus der Begründung der Jury: In seinem Bestreben, wirklich jedem ein Gefühl der Exaktheit der Mathematik zu vermitteln, korrigiert Herr Gille die Übungszettel so penibel, dass die Mitglieder seiner Gruppe im Durchschnitt nur 40% der Punkte haben - in anderen sind es 70 - 80%.

Voraussichtlich nur 6 von 20 werden den Schein erhalten.

Auch Cracks, die z.B. in ihrer Lineare-Algebra-Gruppe ca. 80 % der Punkte besitzen, vegetieren bei Gille am 50%-

Terminator, und selbst Lösungen, die von Mitgliedern anderer Gruppen abgeschrieben und von deren Hiwi mit bis zu 100 % bewertet wurden, konnten bei ihm nicht mehr als 40-50% erringen. Die elegante Methode: Wo andere Leiter zwecks differenzierter Bewertung 4 Pkte. für eine Aufgabe ansetzen, gibt es in Gruppe 10 nur einen oder zwei. Auf diese Weise hat Herr Gille bereits 10 seiner Leute so für sein Fach begeistert, dass sie Ana I im nächsten Semester noch einmal hören möchten - und bereits seit Wochen abgesprungen sind. Folglich betreut er mangels Korrekturarbeit nun auch Grp. 8 (in der der Gille-Effekt sofort durchgeschlagen hat) - und schafft so Voraussetzungen für Beratungsgespräche.

„Demokratie finde ich total weltfremd!“

Mit einem Neonazi unter vier Augen

Schau dir doch die Realität an“,

fordert Thomas. Das will ich

gern, und weil ich es will, sitze ich ihm gegenüber.

Thomas studiert Jura an der Ruperto Carola, ist 21, blond, braunäugig; ein Schmiss zielt seine linke Schläfe. Ich

kenne Thomas seit meinem sechsten Lebensjahr. Wir wohnten im selben Stadtteil, besuchten diesselben Schulen. Mit zwoelf Jahren traemte er davon, in Australien als Sprengmeister \$ 20.000 im Monat zu verdienen. Heute traemt er von anderen Dingen: „Deutscher Volkskoerper, Abschottung nach aussen“, so lautet die Kurzvision von seinem Neuen Deutschland. Thomas ist Nationalsozialist. Nicht wenigen wird die Intention eines Artikels, der die Formulierung nationalsozialistischen Gedankengutes ungefiltert einschliesst, a priori verdaechtig erscheinen. Ist nicht jedes Wort zuviel, das von „Rassentrennung, Fuehrungsstaat und Arbeitslagern als politischen Zielsetzungen“ spricht? Insbesondere in Zeiten angestrebter Korrektheit mag die Antwort auf der Hand liegen, und um so entschiedener vertreten werden, je genauer man weiss, was als korrekt zu gelten hat. Auch Thomas weiss ganz sicher, was „korrekt“ ist.

„Im Dritten Reich gab es das gefluegelte Wort vom gesunden Menschenverstand, eigentlich glaube ich auch daran. Die Leute sind im Grunde vernuenftig, auf einer rationalen Ebene wuerde man sich fuer uns entscheiden“ - es ueberrascht, diese Worte aus seinem Mund zu hoeren. Er, der keine 5 Minuten vorher offen aussprach, wie er sich das denke, mit freier Meinungsaeusserung in einem Staat nach seinen Vorstellungen: „Die ersten Jahre nach der Machtergreifung wird es noch gewisse Probleme geben, wenn wir noch nicht gefestigt sind. Aber danach kannst du die Leute reden lassen. Das ist fuer uns dann kein Problem mehr. Die Leute benehmen sich derzeit wie Lemminge.“

Die Frage, ob man radikalen Randgruppen in einer offenen Gesellschaft die Moeglichkeit zur Meinungsaeusserung untersagen soll, ist eng mit der Frage verbunden, wie weit man dem vielbeschworenen gesunden Menschenverstand wohl ueber den Weg traut. Gab es im Dritten Reich zuviel oder zuwenig davon? Gleicht unsere Faehigkeit zur Meinungsbildung tatsaechlich der von Wuehlmaeusen aus noerdlichen Kaltzonen? Wie muendig darf´s denn, bitteschoen, sein?

„Dieser Staat ist verlogen und auf Desinformation aufgebaut. Goebbels haette seine wahre Freude an diesem System gehabt“ - auch Thomas sieht dies System als Mediendiktatur mit faschistoiden Zuegen. Eine Analyse, der hier am Campus nicht wenige zustimmen wuerden. Auch oder gerade im Antifaschistischen Arbeitskreis. Doch selbst wenn sich das Volk bei „freiem Informationszugang“ nicht fuer ihn und seine Kameraden entscheiden wuerde, „haetten wir trotzdem

recht. Wir wuerden die Leute zu ihrem Glueck zwingen. Die oeffentliche Meinung zieht erfahrungsgemaess irgendwann nach. Dieser Staat ist das beste Beispiel dafuer.“

Mein Menschenverstand will genauer wissen, wie er sich das konkret vorstelle, mit der Machtuebernahme: „Ich gehe nicht davon aus, dass wir auf parlamentarischem Weg an die Macht kommen werden, aber es ist meine feste Ueberzeugung, dass dieses System von alleine kaputt geht. Da brauchen wir eigentlich nur den Posten zu halten und zusehen, dass wir am Tag X da sind.“ Den Tag X sieht er „noch mindestens 20 Jahre entfernt. Zur Zeit geht es den Menschen zu gut“, weiss Thomas; „Bauch voll - Hirn leer, aber irgendwann“, davon ist er ueberzeugt, „wird es mit der Kriminalitaet, Arbeitslosigkeit und der Umweltverschmutzung soweit kommen, dass man sagen muss, es geht nicht anders, und dann wird man einfach nicht an uns vorbeikommen. Es werden radikale Massnahmen notwendig sein“, setzt er an, „im Zentrum unserer Ideologie steht das Voelkische. Wir sagen: Auslaender gehoeren hier nicht her, es gibt einfach nur Aerger, wenn die hier sind. Bei uns steht die Gemeinschaft im Vordergrund. Wenn jemand nicht dazu gehoert, schicken wir ihm eine Aufforderung, das Land zu verlassen... Tut er das nicht, nehmen wir ihn in Abschiebehaft. Die meisten der Auslaender werden das Land verlassen muessen (bis auf wenige Tausend). Das wird auf staatlicher Ebene geregelt.“

Sein Mundwinkel verzieht sich, die braunen Augen sind fest entschlossen. Ob in seinem Staat ein Ghanaer und eine Deutsche heiraten duerften, will ich wissen: „Gehen wir zu einem anderen Thema. Das ist mir zu heikel, das Thema ist mir einfach zu riskant“, antwortet er, und auch auf die Frage, was denn in seiner Welt vor 50 Jahren in Auschwitz passiert sei, will er sich „aus strafrechtlichen Gruenden nicht aeussern“. Das Thema ist auch einfach nicht wichtig“, und: „Ich habe keinen Bock, mir wegen so einem Pippifax meine Zukunft zu verbauen.“

In Sachen Auschwitz will es Thomas ganz genau nicht wissen. Noch sehr gut erinnere ich mich daran, wie er im Geschichtsunterricht bei gleicher Thematik zu bedenken gab: „Das kann doch gar nicht sein, dass man die Juden bei zwanzig Grad minus mit dem Wasserschlauch abgespritzt hat. Bei diesen Temperaturen ist das technisch gar nicht moeglich.“ Da gab es keinen Aufschrei, kein entschiedenes Contra. Der Lehrer war sprachlos. Auch die Klasse schwieg, manch einer kicherte duemmlich. Thomas blieb unwidersprochen. Wo endet die Bereitschaft, sich mit der Welt, in der Thomas lebt, auseinandersetzen zu wollen?

Auf die Anschlaege von Moelln befragt, spricht er ganz

offen: „Wenn man einen derartigen Hass auf Auslaender hat, sollte man sich allein aus taktischen Gruenden zurueckhalten, weil, es bringt nichts. Ich moechte kein pseudomaessiges Mitleidsgefuehl abgeben. Es verbrennen tausend Menschen jeden Tag. Natuerlich ist es immer tragisch, wenn gerade Kinder den Schirm zumachen.“

Wie alles angefangen habe, will ich wissen: „Ich bin mal mit 13 Jahren von zwei Zigeunern verdroschen worden.

Eigentlich war es mehr eine Rangelei. Damals bin ich aus reiner Wut gegen Auslaender dazu gekommen; es hat dann zwei Jahre gedauert, bis ich den Kontakt hatte, aber da ich zu den richtigen Leuten gekommen bin, hat es sich bald in die richtigen Bahnen gelenkt. Dann war ich dabei. Erst langsam, und dann immer mehr. Frueher war es mehr wie ein Sport, heute ist es Ernst“, was er vor allem darauf zurueckfuehrt, „dass es in Baden-Wuerttemberg in Sachen Verfolgung total psychomaessig geworden ist. Da wird jeder Kindergeburtstag von LKA-Beamten gestuermt.“ Doch Thomas kann der deutlichen Trendwende auch positive Seiten abgewinnen: „Es gab Grabenkaempfe, solange es Organisationen gab. Die Verbote haben uns naeher zusammenruecken lassen. Jetzt sind alle illegal, jetzt verstehen wir uns. Jetzt geht es nur noch um die Sache. Ich habe alle bei mir zu Hause gehabt, bis auf den BND. MAD, Verfassungsschutz, Staatsschutz, alle.“ Er sagt das nicht ohne Stolz, und die Verfolgung seiner Ansichten scheint er als Indiz fuer deren Richtigkeit und Attraktivitaet zu werten. Man wisse dort im Prinzip alles ueber ihn, „die haben allgemein gute Arbeit geleistet“, was auch dazu fuehrte, dass von den verbotenen Organisationen, die er kennt, „alle einen Gang zurueckgeschaltet haben.“ „Ein terroristischer Untergrund existiert nicht.“

Dies alles beruhigt, wenn es denn stimmt. Doch muss nicht der gesunde Menschenverstand, auf den Thomas und seine Kameraden Anspruch anmelden, das eigentlich „Wehrhafte“ an einer Demokratie sein? Oder verlassen wir uns besser auf die Dienste von Menschen, die man auch dann Spitzel und Schnueffler nennen muss, wenn sie auf der richtigen Seite arbeiten?

Schnell gelangt man in einem Gespraech mit Thomas an die Grenze. Sie ist schon lange ueberschritten, als er widerspricht: „Die Freiheit, in diesem Land unabhaengig von Hautfarbe und Nationalitaet leben, lieben und Kinder bekommen zu duerfen, ist absolut nicht wichtig. Warum soll ich denen nicht vorschreiben, wo die ihre Kinder kriegen sollen?“ Hier stockt die Argumentation, sie dringt nicht weiter. Fuer jemanden, der nicht glaubt, dass Menschenrechte

vom Himmel fallen, bleibt kaum mehr, als zu sagen: „Schau dir doch die Realitaet an!“; und auf den gesunden Menschenverstand zu hoffen. (eile)

## Kollektivorgasmus in Plueschrosa

Ich dreh´gleich durch,“ Steffi (26)

schiebt zum x-ten Mal ihre Ganz

koerpersonnenbrille Modell Bindehautentzuendung

auf die peroxidblonde Maehne. Und auch der Rest der

Teenies im Mannheimer Capitol kaempft gegen autoritaer

anerzogenes Geduldverhalten: „Dieda, Diiiiieda!“

Haendeklatschen: „Klapp, klapp, klapp“. Und jetzt wieder:

„Dieda, Diiieda!“ „Hey, mitmachen,“ bruehlt mir der

Schlagbehoste von der Nebenreihe zu, und angesichts seiner

Spaeter-Elvis-Dimensionen reihe auch ich mich brav ins

Kollektiv ein: „Klapp, klapp, klapp!“ Die Masse fiebert dem

Auftritt des Messias der Geschmacksverirrung entgegen:

Dieter Thomas Kuhn ist foehnfrisiert und erhebt Banalitaet

zur Kunst: „Lieder meines Lebens“ heisst ein Programm,

welches alles vereint, was die deutschen Schlagerkompo-

nisten selbst am liebsten im Papierkorb ihrer holzverschalten

Arbeitszimmer sehen wuerden. Doch dieser Siebziger-

JahreMuell ist recyclingfaehig, wie uns die Presseankuendi-

gung verraet: Von „Anita“ bis „Fiesta Mexikana“ steht da

alles drauf, was sogar abgebruehten SDR-1-Hoerern einen

Schauder des Entsetzens ueber den behaarten Ruecken jagt.

Doch Lieder, fuer die eigens so hochgeistige

Backgroundchoere wie „Schalala“ und „Dubidu“kreiert

wurden, haben Hochkonjunktur. Die „Dieda“-Choere steigen

aus Hunderten von Muendern in die verrauchte Halle auf:

Kann es sein, dass hier die Techno-Generation den

Vinylabfall ihrer Eltern entdeckt? Wir lernen, dass nicht nur

guter Rat, sondern vor allem schlechte Musik teuer ist: 32

Mark pro Ticket blaettern meine Freundinnen Steffi und

Vera locker hin, aber das sind echte Fans, die sich bereits

stundenlang vorher in ihrem Wohnklo mit Bata Ilic und

Juergen Drews in jene Art von Afri-Cola-Trance

hineinsteigern, in die der Auftritt des Backenbart-Mahatmas

wie ein Halborgasmus platzt: „Da kommt er!!!! Diiiiieda,

Diieda!“Wir haben keine Zeit, uns auf seine

praemierungswuerdig schlechtsitzenden Hosen im Ford-

Capri-Gelb zu konzentrieren, denn schon geht´s los: „Ein

Bett im Korn-feheld.“ Da fragt sich auch der renitenteste



Zuhoerer: Ja, was ist schon dabei?

Was ist schon dabei, wenn ausgewachsene 17-Jaehrige und goldkettchenbehaengte Sekretaerinnen im Klimakterium zu den Klaengen von „Tanze Samba mit mir“ im Polonaisegleichschritt durch den Saal trampeln? Was ist schon bei „Anita“? Oder heisst es: Wer ist schon bei Aniita? Egal, eine Stunde und vier Kuhn-Anzuege spaeter begreifen wir endlich, dass im Vakuum hinter den Hausmachertexten tiefgruendige Philosophie lauert: Sehnt sich nicht jeder nach der „kleinen Kneipe in unserer Strasse, wo keiner fragt, was du machst, wer du bist“? Sagen wir unserem Naechsten nicht viel zu selten „Ti a-mo“? Und sind wir im Tiefsten unseres Inneren nicht alle masochistisch veranlagt: „Lebenslaenglich Du.“ Bei Dieter Thomas Kuhn ist die Welt noch rosarot und zweigeteilt: Die Person des dunkelbebrillten Fettklosses, der in jeder Schminkpause des Meisters ueber die 2000-Watt-Anlage Scheisse labert, ist kein Berufsbild fuer arbeitslose Geisteswissenschaftler, sondern die Inkarnation des Boesen, welches mit Papier beworfen und mit Bier uebergossen werden darf. Das Gute heisst Dieter, liebt Plueschtiere und reisst sich bei besonders ekstatischen Szenen („Hussa, Hus-sa“) bueschelweise sein Brusthaartoupet aus.

Und dann treibt das kollektive Rebirthing seinem Hoehepunkt zu: Wir sind wieder Kinder und tragen Glitteranzuege mit offenem Hosenschlitz. Und spaetestens, wenn das schlagernde Argument als Apotheose des Kitsches die Galerie im Saal erklimmt, stellen wir im Summton die Frage nach unserer Zukunft: „Fremde oder Freunde, wie wird alles sein?“

Unter Steffis Pilotenbrille schlaengelt sich eine Traene durchs Make-Up: Mitten in der computerkalten Welt der Neunziger gibt es eine Heimat fuer uns.

Schalalalala.

(step)